Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

3. JAHRGANG · NUMMER 25 · BERLIN, DEN 6. DEZEMBER 1939
EINZELPREIS 25 RPF. U. BESTELLGELD · ERSCHEINT VIERZEHNTÄGLICH



Sonderaufnahme für „Die Wehrmacht" von Dr. Erich Lorenz

Soldaten der Besatzungsarmee in Polen. Zu unserem Bericht: „Feldwache II vor Lubiewo"

Der Offizier von 1939

Mit der Feuerprobe des polnischen Feldzuges und der übrigen Waffentaten der Wehrmacht in diesem entscheidungsreifen Herbst 1939 hat der deutsche Offizier von 1939 jene Bewährung erhalten, die das Leben und der harte Dienst des ersten Waffenträgers der Nation einmal von ihm fordern mußten, — der Offizier, vom General bis zum Leutnant, und mit diesen auch der Unteroffizier. Es genügt heute nicht mehr allein die Beziehung auf die stolze Überlieferung eines ewigen deutschen Soldatentums, es genügt heute nicht mehr, den friderizianischen Fähnrich hervorzuholen, der anständig zu sterben wußte, oder das Bismarcksche Wort anzuführen von dem Leutnant, den uns keiner nachmacht, wenn dies alles auch heute noch wahr bleibt. Es genügt auch nicht mehr, allein auf die Auswirkung des Vorbildes jenes stahlharten, fahlgewordenen und unerbittlich seine Pflicht tuenden Frontoffiziers des Weltkrieges zurückzugehen oder auf die eiserne Erziehungsschule der Reichswehr: der Offizier von 1939, welcher, nach viermaligem unblutigen Einsatz für Großdeutschland, nun in Polen, am Westwall, zur See und in der Luft vor die Bewährungsprobe seines Lebens gestellt war, *dieser Offizier hat eine eigene Prägung*, die, bei der Erziehung und Ausbildung der Truppe im Frieden selten nur erkennbar, jetzt im Feuer erhärtet ward und erst im Schlachtenlärm sichtbar hervorbrach. Sie zeigte unvermittelt auch der weitesten Öffentlichkeit des Gesamtvolkes in seinen eindeutigen Umrissen und klaren Linien das Antlitz der Führer einer Berufsschicht, bei welcher die völkische Ausrichtung und die große Überlieferung, das sachliche Denken und Handeln und die Unnachgiebigkeit einer stummen Pflichterfüllung die ersten und einzigen Voraussetzungen der Leistung sind. Niemals wohl in der deutschen Geschichte und in der Entwicklung anderer Länder und Völker hat sich *ein Führerkorps so entschlossen zur Tat, so selbstverständlich in der Bewältigung der Aufgabe, so pflichterfüllt gegenüber der rassischen Gemeinschaft des eigenen Volkes und so hart gegen sich selbst in der Durchfühung der Befehle des Führers* gezeigt, wie das Offizierkorps der deutschen Wehrmacht in jenen jagenden Wochen und Monaten, die wir seit dem 1. September dieses Jahres mit stolzem und aufgeschlossenem Herzen von der Heimat aus mit erleben durften.

Nur so wird auch eine amtliche Verlautbarung ganz verständlich, die dieser Tage durch die Presse ging: daß für die Übernahme in das Offizierkorps die Bewährung vor dem Feinde ausschlaggebend ist und daß folgerichtig jeder Soldat die Kriegsoffizierlaufbahn einschlagen kann, wenn er neben der rein soldatischen Eignung die Feuerprobe tapfer bestanden und diejenigen Charakter- und Führereigenschaften besitzt, die ihn zu einem Offizier der Wehrmacht berufen erscheinen lassen. Es ist hier nicht die Rede von den Einzelbestimmungen, die das Lebensalter, den Besuch einer Waffenschule und manches andere noch für den Bewerber der Offizierlaufbahn vorschreiben, auch nicht davon, daß mit der Schaffung des Begriffs des „Kriegsoffiziernachwuchses" der bis zum Kriege bestehende Unterschied zwischen dem aktiven Offizier und dem Reserveoffizier während der Dauer des mobilen Zustandes fortfällt. Denn es geht um mehr, es geht allein darum, daß aus der Truppe heraus der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht und das Offizierkorps der Wehrmacht sich diejenigen Männer nun herausholen, welche geeignet erscheinen, dem tausendfachen Beispiel jener zu folgen, die im Waffenlärm des Gefechtes und im blitzschnellen Entschluß der kriegerischen Tat, im Feuersturm der Schlacht und nicht zuletzt in der Sorge für ihre Männer Herr ihrer selbst und der unterstellten Truppe blieben und in Befehlsgebung und Gehorsam, in Pflicht und Härte Vorbild waren.

Die *jugendlichen Generale* in den fünfziger Lebensjahren, die im polnischen Feldzug so sichtbar hervorgetreten sind, bedeuten einen ausschlaggebenden geistigen und soldatischen Wert der Wehrmacht überhaupt. Wenn ein Generaloberst einen Strom durchschwamm, um zu seinen vordersten Teilen zu gelangen, wenn die leuchtenden Uniform- und Gradabzeichen der Generale oft ganz vorn bei den Truppen zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft zu sehen waren, wenn der Soldat sie neben sich im Feuer liegen oder auf der blanken Erde biwakieren sah, wenn die ruhige Sicherheit der Generale und Kommandeure in manchmal verzweifelt erscheinenden Gefechtslagen des polnischen Feldzuges immer den bestimmenden Einfluß auf die Kampfhandlungen behielt, so sind das Tatsachen, deren Auswirkung auf die Truppe und deren Geist greifbar und bildhaft waren und maßgeblich sein mußten. Aber ebenso und in der gleichen Haltung sah die Truppe den ihr besonders nahen Offizier der unteren Dienstgrade, *den Leutnant* und neben ihm den *Unteroffizier*. Der schnelle Ausbau der Wehrmacht hat die Verjüngung des Offizierskorps und der Unteroffiziere aller Grade bis nach unten hin durchgesetzt, und wenn es im Weltkriege auch junge, sehr junge Kompanieführer gegeben hat, die die Not der Zeit und die niemals wiederkehrende Verschwendung kostbaren Soldatentums auf der blutgetränkten flandrischen Ebene mit sich gebracht hatten, so ist heute die blühende Führerjugend im Offizierkorps eine Pflicht der Selbsterhaltung des Staates und die Wirkung einer politisch und rassisch aufgeschlossenen Zeit. Sie hat damit einen neuen Typus des Leutnants gezeitigt, welcher als Offizier von 1939 von entscheidender Bedeutung für die innere Haltung der Truppe ist.

Zahllose Einheiten, nicht nur Züge, sondern vielmehr auch die Kompanien und gleichgeartete taktische Gefechtseinheiten wurden von den jungen Leutnanten und Oberleutnanten geführt. Die gesamte soldatische, menschliche und taktische Verantwortung für anderthalbhundert Mann lag und liegt so auf den Schultern von jungen Offizieren, die die ihnen fehlende längere Lebenserfahrung allein durch das Bewußtsein der Idee und durch einen hohen Grad von Selbstzucht, durch eine langjährige männliche Schulung und eine in der Not von Volk und Reich schnell reif gewordene innere Haltung zu ergänzen vermochten. Daß diesen jungen Männern das gelungen ist, daß sie sich durchgesetzt haben, zeigt ihre Bewährung beim Einsatz vor dem Feinde ebenso wie das militärisch-kriegerische Ergebnis ihrer Erziehung der von ihnen vielfach bereits im Frieden ausgebildeten Truppe. So mag sich wohl, im ganzen gesehen, hier in sicheren Formen ein neuer Typus entwickeln, der in den harten Jahren der Zeit nach 1918 und in der von staatlichen und völkischen Aufgaben so reich bewegten Zeit nach 1933 in der Stille herangewachsen ist. Bei ihm ist die Schule des Körpers im harten Wettbewerb auf dem Rasen, in den Bergen, auf Schneeschuhen und beim Schwimmen, am Gerät, auf dem Pferd und im Kraftwagen ebenso bedeutsam, wie die Tatsache, daß manch einer jener jungen Offiziere nicht sogleich den äußeren Lockungen des zweierlei Tuches folgte, sondern erst praktisch arbeitete, einem bürgerlichen Beruf ernsthaft nachging und dann erst, wenn die innere Stimme, die ihn zum ganzen Soldaten drängte, nicht mehr schweigen wollte. alles hinter sich warf, um als Waffenträger und Offizier seine Lebensaufgabe zu finden. Hinzu kam bei den meisten dieser jungen Offiziere die heilige Verpflichtung gegen die Väter, die im großen Kriege gekämpft und geblutet hatten oder auch gefallen waren, und das stolze Gefühl der Verbundenheit mit der letzten und allen soldatischen Generationen vor ihnen. *Ein verinnerlichtes Soldatentum* wuchs heran, und sie wurden sich dessen bewußt, daß auch sie in der soldatischen Geschlechterfolge einmal die Aufgabe haben würden, mit der Waffe für Deutschland zu kämpfen.

Auf solcher Grundlage ist die straffe und klare seelische Haltung aufgebaut, die vor dem Ernst des Todes und vor der Verantwortung für die unterstellte Truppe keiner Mützenkordel und keines Schulterstückes mehr bedarf, sondern allein durch das Beispiel wirkt. In solcher Verfassung der jungen militärischen Führer liegt aber auch *das Verhältnis des Offiziers zum Soldaten* ohne Dienstgrad und zum unterstellten Unteroffizier begründet. Es beruht auf einem früh gereiften Ernst, auf einer selbstverständlichen harten Pflichterfüllung ohne große Worte über Einsatz und Opfer, auf der sicheren Erkenntnis der Staatsaufgaben und auf dem schon früh und erst recht als Offizier geübten tätigen Mitgehen mit dem heißen Drang der deutschen Jugend im großdeutschen Freiheitskampf. Ein sauberes innerliches Herrentum, welches im Offizier vorhanden sein muß, wenn er gehorchen und befehlen können will, war so von vornherein der Anerkennung der Untergebenen auch der älteren Jahrgänge sicher. Ausgezeichnet militärisch ausgebildet, ein Könner in seinem Handwerk, innerlich getragen von der Aufgabe seiner hohen Pflicht, geübt in Menschenkenntnis und Menschenführung, klar in seiner völkischen Ausrichtung, rassisch ohne Tadel und durch Erziehung und selbsterlernte oder schulmäßige Bildung dem Soldaten überlegen, so war und ist der junge Offizier in verantwortungsvoller dienstlicher Stellung der rechte Führer seiner Soldaten, denen er zu jeder Zeit das Beispiel ihres Handelns durch sich selbst vorschreibt.

So allein wird das vortreffliche Verhältnis des jungen, verantwortlich führenden Offiziers zu seinen Soldaten faßbar. Mit Härte und mit leuchtendem Beispiel führte er die Menschen, packte sie und verpflichtete sie so zu der hohen Aufgabe, deren Erfüllung er selbst stündlich ihnen vorleben und vorsterben würde. Und im kameradschaftlichen Verkehr mit seinen Männern kommt dann jenes ideale Verhältnis wieder zum Durchbruch, welches König Friedrich, der seinen Soldaten wahrlich auch nichts schenkte, mit den Grenadieren des Siebenjährigen Krieges verband. Die Sorge um das Wohl der Truppe, die innerliche Selbstzucht ihres Führers, dessen sittlicher Kern in der rauschenden und blutigen Melodie des Krieges immer wieder hervorleuchtete, das macht das Verhältnis zu seinen Soldaten aus und erlaubte ihm auch zu weit älteren Reservisten jene saubere *Kameradschaft*, die in dem menschlichen Verständnis für den einzelnen, bei einem zünftigen Trunk und einem derben Scherz ihre landsknechtmäßige Betätigung findet.

Die Soldaten des Feldzuges 1939 sahen, daß ihre Offiziere, der junge Leutnant und Oberleutnant, immer die ersten am Feinde waren und leider auch oftmals ohne Not, und nur dem inneren Drange zum tapferen Beispiel folgend, sich dem feindlichen Feuer entgegenwarfen. Denn vor jedem Zuge der in Polen Gefallenen liegt mit stillem, bleichem Antlitz ein Offizier, und bei den besonders hartnäckigen Kämpfen vor Lemberg blieben in wenigen Tagen von dem Offizierkorps der fünf Bataillone einer Gebirgsbrigade vierzehn tot auf dem Schlachtfeld und zehn wurden schwerverwundet davongetragen: auf teilweise je fünfzehn Mann kam dann schon ein Offizier, die verstanden hatten, was vorsterben heißt, und die im bewußten Einsatz des eigenen Ich der Truppe das unauslöschliche Beispiel des Opfers gaben. *Die Wirkung* solchen Einsatzes beweist das Ergebnis des Feldzuges und sie *bleibt in alle Ewigkeit*. Unzählige Beispiele solchen Einsatzes des Offiziers und seines nächsten Helfers, des Unteroffiziers. liegen vor, von allen Waffengattungen und Wehrmachtteilen. Überall, wo die Krise im Gefecht sich fühlbar machte, wo Störungen der Kampfhandlungen eintraten, wo Stockungen hinderlich wurden und die Verzweiflung sich heranschlich, wo die Nerven die Belastung kaum noch zu tragen schienen, da waren es die Offiziere aller Dienstgrade, die im blitzschnellen Entschluß handelnd und befehlend selbst zupackten, die Lage wiederherstellten und durch *eine einzigartige und einheitliche geistige Haltung* dasjenige Beispiel gaben, das jeden zum Siege mitriß. So war es in Polen, so ist es zur See und in der Luft, und so bleibt es am Westwall. Und wenn es früher einmal hieß, daß es „am besten immer noch im großen Haufen" sei, so hat die schnell wechselnde Gefechtslage an allen Fronten hundertmal erwiesen, daß auch und gerade fern vom großen Haufen sich der General und der Stabsoffizier, der Hauptmann und der Leutnant, der Feldwebel und der Unteroffizier in unzähligen, still und ohne weiteres Aufheben erledigten Einzeltaten durch Entschlußkraft und Schneid, durch die soldatische Tat, die nichts mehr kennt, wie die Durchführung der Aufgabe, als der Führer erwiesen hat, dem der Soldat bedingungslos folgt.

Aus solchem harten und sauberen Holze ist der Offizier von 1939 geschnitzt; eine zweihundertjährige soldatische Überlieferung hat er erhalten und ausgebaut und, fest wurzelnd in der nationalsozialistischen Idee, *im Glauben an das ewige Deutschland* dem Gipfel entgegengeführt. Ein stolzes Beispiel ist gegeben und die Aufgabe, die dem Offizier bis jetzt gestellt war, vorbildlich erfüllt. Mag der Soldat, der draußen das Beispiel selbst erlebt hat, und der nun auch nach den Lorbeerblättern greift, die die Stirn des deutschen Offizierkorps umkränzen, sich bewußt sein, daß nur das restlose Aufgehen in solcher Gemeinschaft und in ihrer von der rassischen und soldatischen Grundlage getragenen inneren Haltung ein Anrecht gibt, sich dem Kriegsoffiziernachwuchs einmal zuzählen zu können.

Oberstleutnant z. V. *Matthaei*

Luftkampf über Moor und Heide





Es ist ja nicht gerade sehr wahrscheinlich, daß ein feindliches Flugzeug völlig unangemeldet über den Feldflugplatz x kommt, der genau in der Mitte einer großen „Einflugschneise" der feindlichen Flieger liegt, aber möglich ist schließlich alles; unablässig hält daher der Flugmeldeposten der Flak am Rande des Einsatzhafens Wacht, damit der etwa auftauchende Feind sofort unter Flakfeuer genommen werden kann

Gleichzeitig suchen ständig die Flugzeugführer der Alarmrotte, die sich alle Stunde in ihrer „Sitzbereitschaft" ablösen, den Horizont nach dem Feind ab. Die Maschinen der Rotte sind startklar: Wenn es Alarm gibt, können sie in Sekunden in der Luft sein. Im übrigen heißt es: Warten, warten, warten . . .

„Das sind die Einflugschneisen unserer lieben britischen Feinde!"

Die Hand des Generalstabsoffiziers zeigt auf mehr oder weniger dicke rote Linien, die in die Karte Westdeutschlands eingezeichnet sind. Je häufiger die Besuche der feindlichen Flieger auf einer bestimmten Route sind, um so dicker wird die „Schneise". Wie eine anatomische Zeichnung der Blutbahnen sieht die Sache auf der Karte aus. Ein besonders dicker Strang zeigt deutlich, daß die Phantasie der feindlichen Flieger beschränkt ist: Albions fliegende Söhne bevorzugen einen ganz bestimmten Kurs, dicht an der Grenze entlang.

„Eigentlich stupide", fährt der Offizier fort, „erinnert ein bißchen an Wildwechsel. Na, uns soll es recht sein."

Die Karte mit dem nüchternen graphischen Niederschlag des bisherigen Luftkrieges in dieser Ecke Deutschlands wird zusammengerollt und verschwindet im Schrank.

*

Der junge braune Hund von unbestimmbarer Rassenherkunft jagt hinter einem eingebildeten Karnickel her über den kahlen Boden des Feldflugplatzes. Mit keuchendem Atem und wedelndem Schweif kehrt er zu seinem Herrn zurück und bettelt um den Handschuh, der in Ermangelung eines richtigen Karnickels als „jagdbares Wild" zu dienen pflegt. Herrchen ist Oberleutnant B., ein alter Spanienkämpfer, der an dem glorreichsten Tag der Legion Condor, dem 7. Februar 1937, in fünf Minuten vier rote Bomber abschoß; und der brave Hund ist ein Waisenkind, das der Oberleutnant sich aus dem polnischen Feldzug mitgebracht hat. Er kennt keinen Nationalstolz und betrachtet jeden Flieger als seinen besten Freund; nur gegenüber anderen Waffengattungen übt er Zurückhaltung. Ein richtiger Fliegerhund.

Der Oberleutnant klopft dem Hund das braune Fell und nimmt ihm den Handschuh ab: „Brav gemacht, Hundchen, jetzt aber marsch nach Hause!"

Der junge Staffelkapitän wirft einen prüfenden Blick über den Platz, diesen öden kahlen Platz, der zwischen Moor und Heide in der Nordwestecke Deutschlands liegt. Na ja, ganz so schön wie zu Hause sieht es hier nicht aus. Eine Reihe kümmerlicher Kiefern deckt an zwei Seiten des Flugplatzes die Bf 109-Staffeln.

Langsam schlendert der Oberleutnant an den Flugzeugen entlang.

„Na, Schneider, wie lange müssen Sie noch sitzen?" Feldwebel Schneider hat „Sitzbereitschaft", er muß alarmbereit in der startklaren Maschine sitzen.

„Noch zehn Minuten, Herr Oberleutnant!"

Der Oberleutnant sieht in die Luft. Wenig Aussicht, daß sich hier unangemeldet ein Flugzeug sehen läßt, aber eine Rotte muß für alle Fälle Tag und Nacht alarmbereit sein.

Der Gefechtsstand ist eine dürftige Bretterbude. Warme Kommißluft schlägt dem Staffelkapitän entgegen als er die Tür öffnet.

„Keine besonderen Vorkommnisse!" meldet der Nachrichtenoffizier.

Nichts Besonderes. Es ist zum K....!

Zwei Nachrichtensoldaten sitzen am Empfangsgerät, die Kopfhörer über den Ohren. Sie warten, warten, warten, wie der ganze Feldfliegerhorst. Die Tommies könnten sich ruhig ein bißchen betätigen, man hätte nichts dagegen...

*

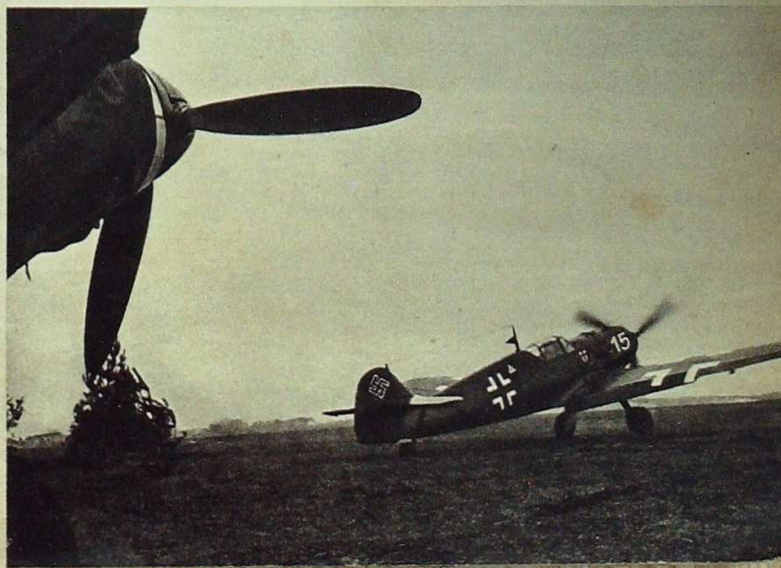
„Achtung!" Die Mikrophone auf dem Flugplatz und in den Baracken bekommen plötzlich Stimme.

„Achtung, Fluko meldet: Zwei feindliche Flieger, wahrscheinlich Bristol-



„Achtung!" Der Nachrichtensoldat am Empfangsgerät auf dem Gefechtsstand des Feldflugplatzes hat soeben eine Meldung bekommen, die im Augenblick „Leben in die Bude" bringt. Durch das Telephon gibt der Soldat im Vordergrund die Meldung über alle Lautsprecher des Einsatzhafens weiter: „Achtung! Zwei feindliche Flieger, wahrscheinlich Bristol-Blenheim, über Gustav Emil vier gesichtet, Höhe 2000 m, Kurs . . ."

Achtzehn Sekunden später ist das erste Jagdflugzeug der Alarmrotte gestartet. Jetzt gilt es, in dem von diesigem Dunst erfüllten Raum in dem Bezirk Gustav Emil vier den Feind zu stellen





1. Alarm auf dem Feldflugplatz!

Mit einem Sprung ist der Flugzeugführer im Sitz seiner Maschine. Überall werden die Motore der startklaren Flugzeuge der Bereitschaftsstaffel angelassen. Dann rollen die Maschinen dröhnend über den Platz und heben sich in die Luft. Es müßte trotz des bewölkten Himmels mit dem Teufel zugehen, wenn die beiden gemeldeten Engländer entwischen sollten . . .

Blenheim, über Gustav Emil vier gesichtet, Höhe 2000 Meter, Kurs Richtung O. Achtung! Achtung! Zwei feindliche Flieger . . ."

Im Offizierskasino fliegen Messer und Gabeln auf den Tisch. Endlich, endlich das Zauberwort, das die lähmende Spannung des Wartens löst. Das Mikrophon hat seine Meldung noch nicht wiederholt, als bereits die Propeller der Alarmrotte zu dröhnen beginnen und die Motore der Bereitschaftsstaffel angelassen werden.

Der Kommandeur sieht auf die Uhr: 18 Sekunden zwischen Alarm und Start. Die beiden Alarmflugzeuge rasen über den Platz, heben sich in die Luft und verschwinden nach Norden. Ein dünner Wolkenschleier liegt über dem Platz und verschluckt die beiden Maschinen.

Richtung O? Verdammt! Dann müssen sie ja eigentlich direkt über den Platz kommen, wenn sie nicht vorher erwischt werden. Wozu liegt man denn auch genau in der Mitte der breitesten Einflugschneise?

Zwei weitere Ketten starten. Der schöne Bristol-Blenheim-Braten darf uns nicht entgehen.

Das Flugfeld belebt sich. Sogar die Soldaten und Arbeitsdienstmänner der Baukolonne, die am Rande des Flugplatzes an Baracken und Unterständen herumbasteln, lassen Spaten und Sägen sinken und starren in den milchigen Himmel. Die schwere Flakbatterie des Feldflughafens ist wie elektrisiert. Der Flugmeldeposten drückt sich das Glas in die Augen, daß ihm die Knochen wehtun. — Im Gefechtsstand gibt der Nachrichtensoldat die Meldungen der in der Luft befindlichen Maschinen weiter:

„. . . sind da und da, fliegen so und so, vom Feind nichts zu



3. Das ist das Ende!

Dicht vor dem Engländer liegt ein Waldrand. Ist der Führer der Blenheim verwundet? Hat er das Flugzeug nicht mehr in seiner Hand? Es muß wohl so sein, denn die Blenheim macht keine Anstalten, den Wald zu überspringen. Sie streift die ersten Wipfel, krachend zersplittern schenkeldicke Bäume, die Tragflächen brechen ab, und mit ungeheurer Wucht reißt der Rumpf mit den beiden schweren Motoren eine 200 Meter lange Schneise durch den Wald

Zeichnungen: Theo Matejko

2. Luftkampf in den Wolken

Feldwebel R. hat eine Bristol-Blenheim gestellt. Der Engländer flüchtet sich in die Wolken, aber er kann den nachziehenden Deutschen nicht mehr von sich abschütteln. Nur schemenhaft sieht Feldwebel R. die Blenheim vor sich, aber immerhin noch klar genug, um mit seinen beiden Kanonen und zwei MG zum Schuß zu kommen



Zwar war das britische Kampfflugzeug in der Nähe des Feldflugplatzes X in den Wald gestürzt, und deutsche Soldaten waren bald in der Nähe, aber hier kam jede Hilfe zu spät: Der Rumpf der Maschine war zwischen den Baumstämmen hängengeblieben und in Brand geraten

sehen." — Nichts zu sehen? Immer noch nichts? Nach der Fluko-Meldung müßte der Feind längst erreicht sein. Sollten die Tommies den Kurs geändert haben?

„Achtung!" Eine neue Meldung im Sender. „Achtung! Feindberührung! Eine Bristol-Blenheim 500 Meter vor mir. Kurs Richtung Flugplatz."

Nach den Kennbuchstaben, die der Meldung vorangingen, muß es Feldwebel R. sein, der die Bristol erwischt hat.

Jetzt hören die Meldungen auf. Klar, wenn man den Feind vor seinen Kanonen hat, denkt man nicht daran sich mit den Leuten zu Hause zu unterhalten. Schließlich ist man kein Boxkampfansager, sondern deutscher Flieger.

*

„Ist dieser Tommy verrückt geworden?" denkt der Feldwebel R. Der Engländer stößt aus den Wolken, statt möglichst lange drin zu bleiben, um seinem Verfolger zu entgehen. Jetzt legt er sich in eine Kurve, aber der Feldwebel kommt noch nicht zum Schuß. Er jagt hinter dem Engländer her, der nach dem ersten Schreck anscheinend wieder zur Besinnung kommt und in die Wolkendecke zurückflüchtet.

Wenn er jetzt bloß nicht entwischt. Feldwebel R. strengt seine Augen an, daß ihm die Tränen über die Backen laufen. Gott sei Dank, der Wolkendunst ist ziemlich dünn. Wie ein Gespenst sieht er den Engländer vor sich durch die Wolkenfetzen huschen. Jetzt endlich liegt die Blenheim gut. Der Deutsche zieht sich heran und drückt auf alle Knöpfe. Aus zwei Kanonen und zwei MG spritzt dem Engländer Stahl und Sprengstoff in Rumpf und Tragflächen. Der Rauch der Rauchspurmunition wird in Sekundenbruchteilen von der verfolgenden Maschine eingeholt. Fast sieht es so aus, als schlucke die deutsche Maschine ihn auf.

Immer noch jagt der Engländer wie ein Schemen durch den Nebel. Plötzlich geht er tiefer, ja, er macht einen regelrechten Tiefflug ohne Rücksicht darauf, daß er die Wolken über sich läßt. Feldwebel R. kann wunderbar zielen. Seine vier Rohre geben her, was sie können. Der Engländer macht heftige Abwehrbewegungen, als wolle er sich den Gegner buchstäblich vom Leibe schütteln.

Es nützt ihm nichts mehr. Feldwebel R. ist jetzt so nahe an dem Engländer, daß jeder Schuß sitzt. Der linke Motor der Blenheim fängt bereits an zu „stinken". Eine Rauchfahne zeigt an, daß er wundgeschossen ist. Das Motorenöl spritzt bis auf die Fenster der verfolgenden deutschen Maschine und nimmt dem deutschen Flieger für Sekunden die Sicht.

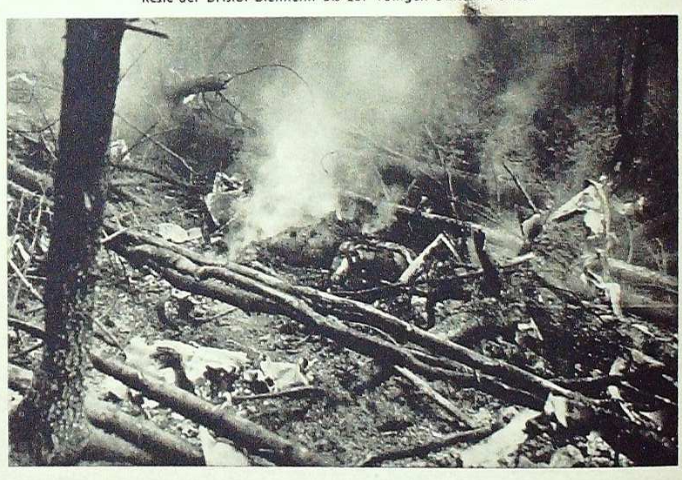
Jetzt legt sich die Blenheim auf die rechte Fläche. Der Deutsche hat aufgehört zu schießen. Verdammt, sieht denn der Tommy nicht, daß er 50 Meter vor sich Wald hat? In dieser Lage kann er doch unmöglich die Maschine hochziehen.

Der Tommy sieht den Wald nicht. Er sieht nichts mehr. Mit durchschossenem Kopf hängt er in den Gurten, und führerlos rast die britische Maschine in den Wald, während Feldwebel R. sein Flugzeug abfängt und hochzieht. Dicht unter dem Deutschen krachen die ersten Wipfel, die die rechte Tragfläche der Blenheim abrasiert. Es ist, als ob noch irgendein unheimliches Leben in dieser rasenden Maschine steckt. Sie tobt gegen die Bäume, knickt krachend schenkelstarke Stämme wie Streichhölzer, läßt in einem furchtbaren Chaos splitternder Baumstümpfe ihre Tragflächen und ihr Leitwerk hängen, bohrt sich immer tiefer in die dichte Schonung. Eine grelle Stichflamme bricht aus dem rechten Motor, aber noch immer nicht hat sich die Wucht der zerschellenden Maschine ausgetobt. Jetzt endlich löst sie sich in ihre Bestandteile auf. 200 Meter ist die Schneise lang, die die rasende Blenheim durch den Wald gerissen hat.

Als die ersten Männer an der Stelle des Absturzes sind, ist von dem stolzen britischen Kampfflugzeug nichts mehr übrig als glimmende, verkohlte Reste.



Eine Stichflamme zerstörte in wenigen Augenblicken die Reste der Bristol-Blenheim bis zur völligen Unkenntlichkeit







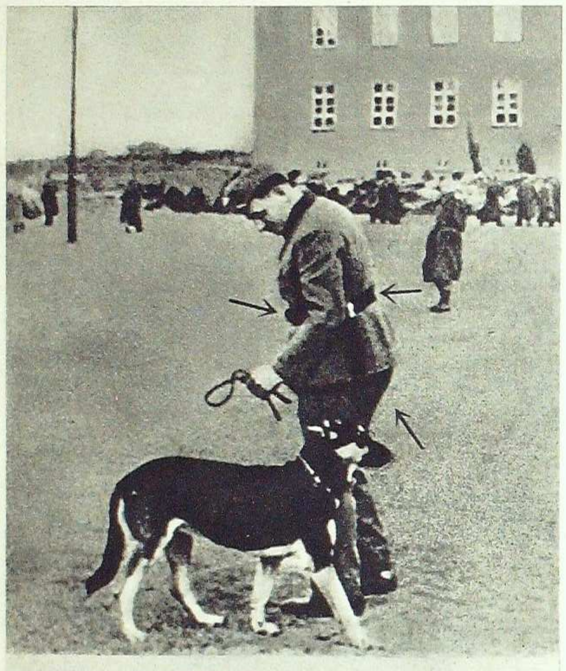
Besser erging es der Besatzung dieser gleichfalls von Fliegern des Feldflugplatzes X abgeschossenen britischen Maschine. Das dicht vor der holländischen Grenze zu einer „Bauchlandung" gezwungene Flugzeug ging ebenfalls in Flammen auf, aber die Flieger wurden gerettet. „Wir hatten den Befehl", erklärten sie bei ihrer Vernehmung, „uns im Falle eines Angriffs durch deutsche Jäger in den Luftraum des neutralen Holland zu retten!"

Sonderaufnahmen für „Die Wehrmacht" von Bernd Lohse

„Un camp de prisonniers en Allemagne"

So fälschen unsere Feinde die Wahrheit!

Frankreich kann den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch nehmen, bereits über eine lange Tradition in der Verhetzung des Volkes durch Fälschung photographischer Aufnahmen zu besitzen. Schon im Kriege von 1870/71 tauchten nicht nur Zeichnungen, sondern auch geschickte Photomontagen in der französischen und neutralen Presse auf, die den Gegner verächtlich machen sollten. Im Weltkrieg wurde von dem Mittel der Bildfälschung in ungeheurem Umfang Gebrauch gemacht. Tatsächlich verfehlte der scheinbar dokumentarische Wert der photographischen Aufnahme auch in vielen Fällen seine Wirkung auf das französische Volk und namentlich das neutrale Ausland nicht. Auch in diesem Kriege scheint die französische Presse auf Weisung der französischen Regierung nicht auf das Mittel der Bildfälschung zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung verzichten zu wollen. Wir veröffentlichen auf diesen Seiten einige Aufnahmen aus der französischen Zeitschrift „Match" vom 19. Oktober 1939. Der Bildbericht, betitelt „Un camp de prisonniers en Allemagne" — ein Gefangenenlager in Deutschland — stellt die Deutschen als barbarische Gefangenenwärter dar und soll nebenbei auch dazu dienen, im französischen Volk Mitleid für die „armen Polen" zu erwecken, die sich im Vertrauen auf Frankreichs und Englands Hilfe in das wahnsinnige Unternehmen eines Krieges gegen Deutschland eingelassen haben. Von diesen Bildern ist nun aber, wie einwandfrei belegt werden kann, nicht ein einziges echt.



Aucun prisonnier n'a le droit de sortir des baraquements. A la poursuite de ceux qui s'évadent les Allemands lancent de féroces chiens policiers (ci-dessus). Ce camp-ci est commandé par un commandant brutal et goguenard (ci-dessous). Un seul prisonnier a le droit d'aller et venir dans le camp (à gauche). C'est un Polonais blessé à la tête, qui a perdu la mémoire. Le malheureux ne sait plus qui il est, ni qu'il y a la guerre.

„Kein Gefangener hat das Recht, das Barackenlager zu verlassen", schrieb der französische Schriftleiter unter dieses Bild. „Wenn Gefangene das Lager verlassen, so hetzen die Deutschen wilde Polizeihunde auf sie." — Jeder Kenner fotografischer Bildfälschung sieht auf den ersten Blick, daß der Soldat mit der Hundeleine in ein anderes Bild hineinkopiert worden ist (man beachte die deutlich erkennbare Retouche am Rücken und an den Beinen des Soldaten, auf die unsere Pfeile hinweisen). Es handelt sich hier also einwandfrei um zwei montierte Aufnahmen, von denen die eine im Hintergrund tatsächlich polnische Gefangene zeigt, während die zweite Aufnahme ein belangloses Foto aus einer Vorführung von Heeresmeldehunden darstellt



„Dieses Gefangenenlager wird von einem besonders brutalen Kommandanten befehligt", fährt der französische Bildfälscher fort. In Wirklichkeit zeigt das Bild den Sachbearbeiter für Heereshunde- und Heeresbrieftaubenwesen im Oberkommando des Heeres Regierungsrat Dr. B., der mit Gefangenenlagern nicht das geringste zu tun hat. Außerdem sind im Hintergrund die Zwinger einer Lehranstalt für Heereshunde zu sehen, aus denen sich beim besten Willen kein Gefangenenlager machen läßt



„Ein einziger Gefangener", heißt es in dem Bildbericht weiter, „hat das Recht, sich in dem Lager frei zu bewegen. Es handelt sich um einen Polen, der infolge einer Kopfverwundung das Gedächtnis verloren hat und nicht mehr weiß, wer er ist und daß Krieg herrscht." In Wirklichkeit ist der angeblich gedächtnislose Pole der polnische Oberleutnant Stanislaw Wojciechowski, der sich in einem Gefangenenlager befindet und nie im Leben eine Kopfverwundung erhalten hat. Der Verband ist nachträglich — übrigens recht ungeschickt — in das Bild hineingezeichnet worden



„Wütend über den heroischen Widerstand der Polen", meint der französische Fälscher zu diesem Bild, hätten die Deutschen die unglücklichen polnischen Soldaten mit derselben Grausamkeit behandelt, von der sie bereits 1914 Beweise geliefert hätten. Die Deutschen hätten die Polen wie das Vieh mit nackten Füßen und zerlumpt in die Gefangenenlager im Inneren Deutschlands gehetzt. Das Bild (links) ist ausnahmsweise echt. Es stammt aus einer Tobis-Wochenschau, die Ende September durch sämtliche deutschen Kinos lief. Rechts veröffentlichen wir den Originalausschnitt aus dem Film zugleich mit dem Ausschnitt, der einen größeren Teil des ganzen Gefangenenzuges zeigt. Die Filmaufnahme wurde unmittelbar nach der Gefangennahme der polnischen Soldaten in der Nähe von Lodsch gemacht. Sie beweist also nur, in welch kümmerlichem Zustand sich die „heroischen Soldaten Polens" befanden, die von ihren tadellos uniformierten und ausgerüsteten, aber nichts weniger als heroischen Offizieren in den Kampf gegen die deutschen Truppen geschickt wurden







Der Doppelposten, der an der Straße nördlich der Feldwache Lubiewo die nächsten drei Nachtstunden zu stehen hat, meldet sich beim Wachhabenden in der Wachstube ab



Die Landschaft senkt sich ein wenig gegen Rußland zu, in der Ferne stehen dunkelgrüne Wälder und erst nach Kilometern unterbricht die Silhouette eines Gehöftes die fade Linie des Horizontes



Auf der großen Straße, die weit über die hüglige Landschaft läuft, versperrt plötzlich ein Schlagbaum das Weitergehen: Die Demarkationslinie ist erreicht. Neben einer kleinen Schutzhütte, die notdürftig die beiden Soldaten vor der eisigen Kälte schützt, wird Wache bezogen



Feldwache II vor Lubiewo

Unsere Besatzungsarmee in Polen



Beiderseits der Straße läuft ein schmaler tief ausgetretener Pfad, der an der Demarkationslinie entlangläuft. Streifen gehen ständig die Linie ab und kontrollieren dabei auch alle Gehöfte, die nahe der Grenze liegen, denn hier sind die „beliebten" Unterkünfte der Schmuggler und flüchtender Juden zu finden

Von Oberost in Lodsch hatten wir bald alle notwendigen Ausweise erhalten, die uns bei unserer Fahrt bis zur deutsch-russischen Interessengrenze alle streng bewachten Tore des besetzten Gebietes öffnen sollten.

Am nächsten Morgen begann eine lange Autoreise, die uns über Hunderte von Kilometern von Lodsch über Warschau nach Ostrow-Mazowiecka an der Interessengrenze führen sollte.

Nun ist es ein grundsätzlicher Unterschied, ob man im Reich auf einer der guten Fernstraßen oder gar Autobahnen fährt oder ob man in Polen auf schmalen Straßen, die kaum Platz zum Ausweichen bieten, über meterbreite Schlaglöcher holpern muß. Dazu sind gerade die Straßen, die nach Warschau führen, verstopft mit Tausenden von Panjewagen, die in ununterbrochener Folge im Zuckeltrab gegen die ehemalige polnische Hauptstadt fahren. Schlafend und dösend hockt die ganze Familie auf diesen klapprigen Gefährten und bringt oft aus einer Entfernung von über 150 km ein paar armselige schnatternde Gänse, ein wenig Brot und Mehl und Gemüse zum Verkauf in die Stadt. Wir haben uns erzählen lassen, daß Warschau schon seit etwa 100 Jahren auf diese primitive Weise mit Lebensmitteln versorgt wird. Polnische Fortschrittlichkeit!

Durch dieses Gewimmel von Panjewagen mußten wir uns also hindurchschlängeln. Das Boschhorn heulte ununterbrochen, und die Schaltung wurde mehr als je beansprucht. Dabei sind die „Panjes" von einer geradezu sträflichen Dickfelligkeit.

Wir sollten eigentlich schon am frühen Nachmittag uns bei einem Höheren Stab in der Nähe von Minsk-Mazowiecki — etwas über 150 km von Lodsch entfernt — melden. Aber es war bereits später Abend, als uns eine deutsche Wache mit vorgehaltenem Karabiner nach der Parole fragte.

Hier in einem ehemaligen polnischen Lehrerseminar hatten Offiziere und Mannschaften zwischen den von polnischen Lehreraspiranten angefertigten kriegerischen Symbolen, Zeichnungen und Klebearbeiten, zwischen ausgestopftem Getier und alten Schulschränken ihre Feldbetten aufgeschlagen. Durch diese Räume wob ein merkwürdiges Gemisch von preußischem Arbeitsgeist und deutscher Gemütlichkeit, die aus dem von den abziehenden Polen zurückgelassenen Trümmerhaufen wieder eine menschenwürdige Behausung gestaltet hatten. Deshalb fühlte man sich im Kreise dieser deutschen Menschen mitten in Polen, in diesem Zweckbau wie zu Hause.

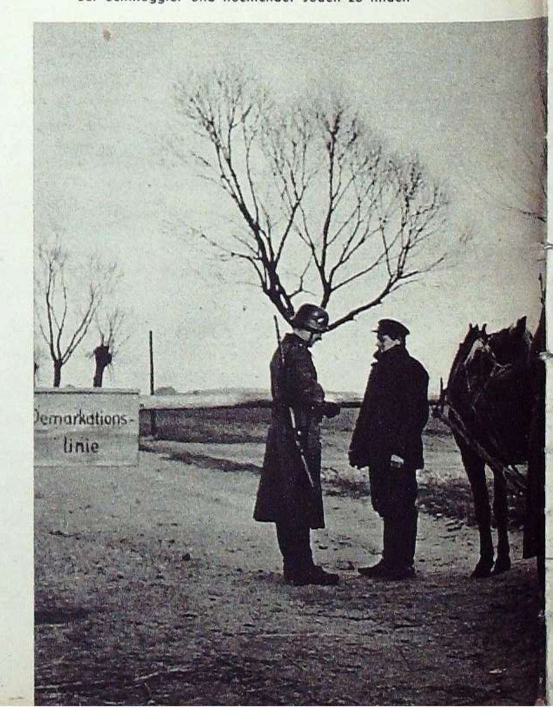
Wir erhielten neue und endgültige Weisungen und setzten anderentags unsere Reise fort. Hatten wir bisher schon geglaubt, auf miserablen Straßen zu fahren, so wurden wir während des restlichen Teiles unseres Weges eines Besseren belehrt. Was sich jetzt als polnische „Straße" vorstellte, war einfach unbeschreiblich. Zwischen einer Unzahl von Schlaglöchern konnte man hin und wieder ein Stückchen Straße erkennen. Wäre nicht Frostwetter gewesen, unser braver Wagen hätte bestimmt bald seinen letzten Seufzer ausgestoßen, und wir wären inmitten des polnischen Drecks steckengeblieben.

Dieser eindrucksvolle „Anschauungsunterricht" ließ uns im wahrsten Sinne des Wortes „fühlen", was unsere Truppen auf dem Vormarsch nach Polen lediglich an Marsch- und Fahrtleistungen vollbracht hatten. Dabei saßen wir in einem gut gefederten deutschen Pkw. und nicht in einem Panzerwagen, nicht auf der Zugmaschine und auch nicht auf den harten Brettern einer Protze.

Die Landschaft wechselte ab mit unendlichen, verwahrlosten Wäldern und weiten, abgeernteten und zum Teil neu gepflügten Ebenen. Gegen Mittag schaukelten wir über das Pflaster von Ostrow-Mazowiecka, vorbei an Holzhäusern, die in ihrer Bauweise stark den russischen Einfluß der Vorkriegszeit erkennen ließen. Nach der Meldung beim Stab erreichten wir einige Zeit später den Ort Komorowo, in dessen polnischen Kasernen deutsche Besatzungstruppen untergebracht sind.

Ein steifer Grog und das heiße Mittagessen aus der Gulaschkanone trieben uns allmählich die Kälte aus den Knochen, und als wir wieder bewegungsfähig waren, ließen wir uns in einen Panjewagen verfrachten, der uns bis in die vorderste Postenstellung fuhr.

Die Sonne ging glutrot im Westen unter und gab den armseligen strohgedeckten Lehmhütten, die völlig







Jenseits der Straße hatte eine Streife zwei Polen beim Schmuggeln erwischt. Der Posten bringt die beiden zur Feldwache zurück und meldet dem Feldwebel, daß die beiden Burschen, von denen übrigens der Rechte noch eine polnische Militärhose trägt, versucht haben, die grüne Grenze zu überschreiten, allerdings vor seinem drohend erhobenen Gewehr schnell eines andern belehrt wurden



Was die beiden Verdächtigen auf der Wache im Schloß auspackten, beseitigte jeden Zweifel: Über vierzig goldene Uhren und Ringe zauberten sie aus ihren schmierigen Aktenmappen heraus



Die Meldefahrer zwischen der Feldwache und dem weit zurückliegenden Standort des Bataillons haben schweren Dienst. Bei Regenwetter sind die sogenannten polnischen Straßen in einen abgrundtiefen Morast verwandelt, bei Frost läuft der Melder Gefahr, in den tiefen Wagenrillen mit seinem Rad steckenzubleiben

Ein Panjewagen fährt vor, der Fahrer wird nach seinen Papieren befragt, während der Kamerad den Wagen sorgfältig nach Schmuggelware und verbotenen Waffen durchsucht. Mit gleichgültiger Miene schauen die Insassen dem Treiben der Deutschen zu . . .



planlos im Felde verstreut standen, ein wenig Glanz. Die Dorfbrunnen, die denen der ungarischen Pußta gleichen, reckten ihre langen Arme hoch in den abendlichen Himmel. Über die Felder stolzierten unübersehbare Mengen von Nebelkrähen, Dohlen und Elstern, die beim Gepolter unseres Panjewagens mit widerwärtigem Gekrächz abstrichen. Man muß wohl Slawe sein, ehe man die Einsamkeit dieser unendlichen Weite verstehen und lieben kann.

Fröstelnd wickelten wir uns enger in unsere Woilachs und krochen tiefer ins Stroh hinein. Auf dem Feldweg sprang unser Wagen wild hin und her, und wir sortierten schon im Geist die durcheinandergerüttelten Knochen, als wir plötzlich auf weichem Boden zwischen hohen Silbertannen hindurch an einem Gutshof vorbei auf ein kleines polnisches Sommerschlößchen zufuhren.

Wir haben unser Ziel erreicht: „Feldwache II vor Lubiewo."

„Zwickau", rufen wir dem Posten zu, und er läßt lächelnd sein Gewehr sinken. „Wo wollen die Herren denn hin?" kommt uns die Frage in unverfälschten ostpreußischen Lauten entgegen. — „Zu euch, Kamerad. Wollen mal sehen, was ihr hier in dieser gottverlassenen Gegend treibt. Sind schon angemeldet, hier unsere Ausweise, bitte schön."

Eine Taschenlampe flammt auf. Im Osten wird nämlich nicht so sparsam mit Licht umgesprungen wie bei uns im Reich, denn dort gibt es keine „Verdunkelung" mehr. Unser Kamerad aus Masuren buchstabiert an unseren Ausweisen herum: „Is jut!" Wir klettern aus dem Panjewagen heraus und folgen ihm ins Schloß.

In der Wachstube empfängt uns ein junger Feldwebel freundlich und kameradschaftlich. Man sieht ihm wahrhaftig die Freude über den Besuch an, denn selbst das bedeutungsloseste Ereignis in diesem weltfernen Winkel bringt Abwechselung und neuen Gesprächsstoff. Zigaretten werden herumgereicht, und dann sitzen wir alle um einem wackeligen Holztisch herum, auf dem noch die Reste der Abendmahlzeit malerisch neben Gasmaske, Stahlhelm und Wachbuch liegen. Das Sofa, auf das wir „als Gäste" postiert sind, knarrt zwar etwas, und die Sprungfedern bohren sich langsam, aber beharrlich in die eigene Sitzfläche, eine Petrollampe gießt ihr gelbes Licht auf die frischen von Frost und Sonne geröteten Gesichter der Soldaten und zeichnet riesengroße Schatten an Wand und Decke. Genießerisch ziehen die Landser an ihren Glimmstengeln, in der Stube ist jener unverfälschte Duft von preußischem Kommiß, ein Gemisch von Schweiß und Leder, von Tabakqualm und Kommißbrot.

„Das Zeug" — damit sind die Zigaretten gemeint — „ist bald so rar wie Zeitung und Feldpost", unterbricht der Feldwebel die Stille. „Wissen Sie, wir sitzen nun so weit von der Heimat entfernt, und da sind wir immer sichtlich betrübt, daß oft Tage vergehen, ehe wir unsere Post bekommen. Und dann sind die Zeitungen auch nicht gerade neu. In der Kaserne in Komorowo haben wir ja einen Radioapparat, aber wenn wir hier 8 Tage lang auf Feldwache liegen, dann hört und sieht man wirklich nicht viel und weiß überhaupt kaum noch, was in der Welt passiert. Der Lesehunger bei uns ist trotz des anstrengenden Dienstes groß, und Sie würden uns einen großen Gefallen tun, wenn Sie in der Heimat sagen würden, daß wir immer noch mehr zu lesen haben möchten."

„Dem kann gleich abgeholfen werden, mein lieber Herr R.", und dabei holen wir aus unserem Koffer einen ordentlichen Stoß unserer neuen „Wehrmacht"-Ausgabe heraus. „Sie erscheint zwar erst übermorgen in Berlin, aber bereits heute abend in Lubiewo! Ist das nicht Dienst am Kunden?"

Lachend und dankbar greifen alle danach, und für die nächsten Minuten ist nichts zu hören als das Rascheln umgeschlagener Seiten. Wir sind dankbar über die große Freude, die wir mit dieser Kleinigkeit bereitet haben. Man möchte am liebsten gleich die ganze lange Interessengrenze abfahren, von Ostpreußen bis zu den Karpathen, und den vielen hundert Feldwachen, die wie diese hier, in der Ebene, in den dumpfen Sümpfen am Bug oder vor Brest-Litowsk oder in den verlorenen Wäldern der Karpathen für uns, für Deutschland Wache halten. Man möchte allen diesen zurufen: Die Heimat vergißt euch nicht!

Dann werden wir von allen Seiten mit Fragen bestürmt, wie es in der Heimat aussehe, ob man sich in der Verdunkelung zurechtfände, und tausend Dinge täglicher Sorgen mehr. Wir haben Mühe, alles ausführlich genug zu beantworten.

Jetzt sind wir aber an der Reihe zu fragen, wie es ihnen hier gefällt, ob das Essen gut ist, wie der Dienstplan verläuft usw.

Bald kommt die abgelöste Wache zurück, zwängt sich polternd durch die enge Tür der Wachstube und meldet: „Auf Posten nichts Neues!"

„Die Jungens haben nun sechs Stunden Freiwache", erklärt der Feldwebel. „Immer drei Stunden Wache, und dann folgen sechs Stunden Freizeit, in der erst mal ordentlich geschlafen wird. Tagsüber benutzen die Männer die Freiwache zum Briefeschreiben, zum

Lesen und natürlich auch zum Kartenspiel. Viel Abwechslung gibt es also hier nicht. Wenn wir in der Kaserne liegen, ist das Leben schon gehaltvoller, denn unsere Stuben sind noch nicht so eingerichtet, wie wir es gerne haben möchten. Der Pole hat alles in einem saumäßigen Zustand hinterlassen. In Komorowo gibt es also neben dem üblichen und täglichen Ausbildungsdienst, neben Pferde-, Waffen- und Wagenpflege allerhand zu basteln und zu bauen."

*

Es ist schon tief in der Nacht, als wir nach einer rumpelnden Fahrt durch die Mondnacht in der Kaserne todmüde in unsere Feldbetten fallen.

Es ist auch immer noch dunkel, als uns die nachhaltigen Klopftöne des Unteroffiziers, der uns sein Zimmer überlassen hatte, von der Matratze hochjagen. Schnell gewaschen, angezogen und gefrühstückt. Draußen hat sich inzwischen der Panjewagen von gestern in eine etwas asthmatisch aussehende Kalesche verwandelt, die aber ihre Insassen bedeutend schonender behandelt als der stoßende und springende Panjewagen.

Auf der großen Straße, die weit über die hügelige Landschaft der östlichen polnischen Ebene läuft, versperrt plötzlich ein Schlagbaum mit einem Schild „Demarkationslinie" das Weitergehen. Neben einer kleinen Schutzhütte aus Stroh steht ein Doppelposten, der gerade einen wildgestikulierenden und palavernden Panje nach seinen Papieren fragt, während sein Kamerad den Wagen sorgfältig nach Schmuggelware und verbotenen Waffen untersucht. Mit gleichgültiger Miene schauen die Insassen dem Treiben der Deutschen zu. Es ist alles in Ordnung, auch die Papiere, aber über die Demarkationslinie dürfen die Panjes nicht, obwohl sie fürchterlich lamentieren. Denn vorläufig ist auch der kleine Grenzverkehr nicht zugelassen.

Links und rechts der Sperre zieht sich eine kleiner tief ausgetretener Pfad über den Sturzacker hin. Auf seiner Spur stehen in die Erde eingelassene Stöcke, an denen ein Strohwisch baumelt: Die Demarkationslinie. — Ich frage mich unwillkürlich, ob ich mir dies alles während meiner Fahrt von Berlin bis hierher so vorgestellt habe, wie ich es jetzt vorfinde. Es ist so merkwürdig, an einer Grenzscheide zu stehen, die erst seit kurzem von zwei Völkern gezogen wurde. Das Land senkt sich ein wenig gegen Rußland zu, in der Ferne stehen Wände dunkelgrüne Wälder, nur ab und zu unterbricht nach Kilometern die Silhouette eines Gehöftes die fade Linie des in der Unendlichkeit verschwimmenden Horizontes. Vor zählbaren Wochen noch raste hier der Krieg. Zu dieser Stunde kann ich mir keine friedvollere Landschaft vorstellen als diese. Die Stille wird nur durch das Stampfen der Posten gestört, die sich auf der harten Straße warm trampeln. In der Ferne bellt hin und wieder einer der kleinen, schrecklich vollgefressenen Polenhunde. Mir sagte einmal ein Soldat: „In drei Jahren kriegen die Panies ihre Schweine nicht so fett, wie ihre Hunde in drei Wochen."

Immer noch — indes mein Kamerad den Verschluß seiner Kamera klacken läßt — horche ich in diese Einsamkeit. Es ist schwer, sich nicht von dieser Landschaft gewordenen Melancholie einschläfern zu lassen. Vielleicht gehören für einen Wachposten mehr Nerven dazu, hier immer wachzubleiben, als für einen Verkehrspolizisten in Berlin, die Ruhe zu bewahren.

Gerade überquert, aus Richtung Südosten kommend, eine Streife die Straße am Schlagbaum. Wir begrüßen die beiden, schließen uns an und folgen ihnen westlich der Straße bis zum nächsten Gehöft. Wie sich später herausstellte, sind wir leider nach der verkehrten Richtung gegangen, denn auf der anderen Seite der Straße hatte gerade zu dieser Zeit eine Streife zwei Polen beim Schmuggeln erwischt. (Journalistenpech!) Was die beiden Verdächtigen dann auf der Wache im Schloß auspackten, beseitigte jeden Zweifel: Über 40 goldene und silberne Uhren, Ringe und sonstige Schmuckgegenstände zauberten sie neben Wurst und Brot (für 2 Wochen) aus ihren schmierigen Aktenmappen heraus. Das genügte, um sie unter dem „Ehrengeleit" eines Postens mit aufgepflanztem Bajonett zur Polizei nach Ostrow-Mazowiecka zu entsenden. Dort sind sie auch gut angekommen! „Das macht doch wenigstens noch Laune, wenn man so 'nen goldenen Fang macht", meinte der Posten, der die beiden Verbrecher erwischt hatte.

*

Der Tag war für uns viel zu schnell vergangen, und ich glaube, für das ganze Kommando der Feldwache auch, das mit Begeisterung uns geholfen hatte.

Lange noch winkten sie unserem Wagen nach: „Grüßt die Heimat! Wenn Frieden ist, besuchen wir euch in Berlin!"

Dr. Erich Lorenz



Mittags gegen 12 Uhr knurrt der ganzen Feldwache der Magen zum Gotterbarmen. Gottseidank sind die Essenträger, die von der Kaserne tagtäglich den Proviant bringen, nicht mehr weit. Heute gibt es Nudeln mit Rindfleisch

Ein Bildbericht für „Die Wehrmacht" von Dr. Hans Feitl

In der Kaserne in Komorowo ist ein sauber eingerichteter kleiner Behandlungsraum, in dem die wichtigsten Medikamente zur Verfügung stehen. Allerdings sind die Ausfälle bei der Besatzungsarmee ziemlich gering



Nach Ablösung der Feldwache ist das Leben in der Kaserne neben dem üblichen Ausbildungsdienst abwechslungsreich genug. Immer noch ist etwas zu basteln und zu bauen. Hier sieht man deutsche Soldaten ihre Kenntnisse aus ihrem zivilen Maurerberuf in die Tat umsetzen. Mit Hilfe polnischer Handwerker bauen sie sich eine eigene Kraftwagenhalle



Der schönste Tag in Polen ist noch bei jedem Soldaten der Tag des Urlaubs. Der Panje ist mit seinem klapprigen Gefährt mit dem schwindsüchtigen Räßlein davor vor dem Schloß aufgefahren und nun poltern unsere Landser schwerbepackt dem nächsten Bahnhof zu, der etwa eine Stunde entfernt liegt

Vor dem Feinde bewährt!

Der Kriegsoffiziernachwuchs im Offizieranwärterlehrgang



Ausmarsch zum Dienst. Hier erhält der zukünftige Offizier eine gründliche praktische Ausbildung als Zugführer

Aufnahmen: Bernd Lohse



Entschlossener Einsatzwille und soldatischer Ernst spricht aus den jugendlichen Gesichtern dieser künftigen Offiziere



Viele, die im Lehrgang ihren „letzten Schliff" zum Offizier erhalten, haben sich bereits vor dem Feinde ausgezeichnet



In allen Waffen der Infanterie erfolgt die gefechtsmäßige Ausbildung. Hierbei wird jeder Offizieranwärter abwechselnd als Führer und Mann eingesetzt



Der Nachmittag ist der taktischen Ausbildung vorbehalten. Ein Offizieranwärter leitet eine Gefechtsübung am Sandkasten

Bild unten: Ein aktiver Ausbildungsunteroffizier zeigt dem jungen Offizieranwärter noch einmal bis ins kleinste alle Schliche und Kniffe bei der Schießausbildung mit unserer immer noch so wichtigen Waffe, dem Gewehr 98



Nach den neuen Bestimmungen über die Ergänzung des Offizierkorps im Kriege kann künftighin nur derjenige Offizier werden, der vor dem Feinde seine Tapferkeit und seine Eignung bewiesen hat. Jeder, für den diese Voraussetzungen zutreffen, wird durch seinen Feldtruppenteil für einen Offizieranwärterlehrgang namhaft gemacht und rückt nach erfolgreicher Teilnahme wieder ins Feld. Nach weiterer Bewährung kann er dann ohne Rücksicht auf seine wissenschaftliche Vorbildung zur Beförderung zum Offizier vorgeschlagen werden. Unsere Bilder zeigen einen Ausschnitt aus dem Leben und dem Dienst in einem Offizieranwärterlehrgang.



Transportreife Mazedonentabake der letzten Ernte im Orient-Verschiffungslager.

SIGMUND GRAFF:

Wall der Herzen

Bisweilen führt Urlaub oder dienstlicher Auftrag den Westwaller nach Frankfurt.

Er hat nicht viel Zeit dort für sich, denn entweder muß er gleich wieder zu seiner Truppe zurück oder er will eilends weiter nach Hause. Aber so mancher, der so nach Frankfurt kommt, so mancher in der feldgrauen Kluft, der auch kein Studierter ist, spart sich doch die eine Stunde ab, die dazu gehört, um einmal langsam über den Römerberg zu wandeln und — nicht fern davon — das alte Haus am Hirschgraben aufzusuchen... Der französische Kommandant von Frankfurt lag einmal in diesem Hause in Quartier.

Siebentausend Franzmänner hatten die Reichsstadt am Main überrumpelt, bedrückten ein paar Jahre lang ihre Einwohnerschaft, brachten Sorgen und Seuchen mit.

Und der Hausherr, der alte Herr Kaiserliche Rat — „fritzisch" gesinnt bis auf die Knochen — geriet gar hart mit seinem hohen französischen Zwangsgast zusammen, und beinahe wäre es schlimm abgelaufen für Johann Wolfgangs Vater...

Aber die Franzmänner zogen wieder ab, als sich die Sache nicht mehr lohnte. Und ein paar Jahre später warf der junge Doktor Goethe, derselbe, der eben aus Straßburg im Elsaß zurückgekommen war, in der heiligen Giebelstube dieses Hauses, an dem heute noch vorhandenen kleinen Schreibtisch ein Werk aufs Papier, das wie ein Münster über die Zeiten ragen und ein Inbegriff alles Deutschen werden sollte: ein Werk, das einen deutschen Ritter und ein deutsches Herz feierte — Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand.

*

Ein paar Stunden von Frankfurt — westwärts — läuft eine durch nichts markierte Linie durch das Land, die man beim Überschreiten dennoch sofort empfindet.

Diesseits dieser Linie scheint das Leben in Stadt und Dorf völlig wie immer, ja, eher von rascher drängenden Pulsen getrieben: einem Strom ähnlich, der an seinem Rande am schnellsten dahinschießt. Da liegt fast in jedem Haus eine kleinere oder größere Einquartierung. Da können die Eil- und die Bummelzüge kaum die gewaltige Menschenfracht aus Zivil und Militär fassen, die täglich und stündlich in jeder Richtung befördert sein will. Da sitzen sie mit ihren Gasmasken zwischen dem nichtuniformierten Volk und erzählen in allen Dialekten Deutschlands treuherzig, wie das endlich auf einmal so rasch gegangen ist mit dem Urlaub. Nicht einmal mehr schreiben hat man es können, daß man nach Hause kommt. Einfach dagestanden ist man vor „Mutti" — mitten in der Nacht oder am frühen Morgen, daß sie geglaubt hat, sie träumt bloß... Aber es war Wirklichkeit! Und dann hat man versprechen müssen, daß man die ganzen 8 oder 10 Tage nichts tun und sich nur ausruhen will. Aber am zweiten Tag hat man doch schon mit Hand angelegt: sei's in der Werkstatt oder beim Kartoffelgraben, im kleinen Hausgarten oder auf dem eigenen Bauernhof. Und ja — das war wohl das Schönste oder doch fast so schön wie das Wiedersehen mit der Frau und den Kindern: nämlich als einen auch gleich die Pferde wieder erkannt haben... Diesseits der unsichtbaren Linie ist das.

Jenseits dieser Linie ist alles mit einem Schlag verändert. Essen ohne Rauch.

Räder ohne Bewegung.

Häuser mit geschlossenen Fensterläden.

Leere Geschäftsauslagen mit seltsam sinnlosen Schildern, wie „Zum Schulanfang empfehlen wir" oder „Die neuesten Damenmoden".

Inschriften wie „Bäckerei und Weinwirtschaft" oder „Zur Waldeslust" über bretterverschlagenen Türen.

Und nirgends mehr ein Mensch. Nirgends mehr ein Lebewesen.

Nur in den verlassenen Gärten blühen berauschend schön letzte Astern.

Die geräumte Zone beginnt hier.

Sie ist so schmal wie irgend möglich bemessen worden. Nur was im direkten Bereich des Feindfeuers liegen könnte, mußte von seinen Bewohnern und Besitzern verlassen werden.

Haus und Habe zu verlassen, ist bitter. Man soll das nicht bagatellisieren. Es kommt nicht auf den Wert dessen an, was man aufgeben muß, sondern auf die persönliche Beziehung dazu.

Ein Haus, das ein Jahrhundert hindurch einer einzigen Familie gehört hat, ein Baum, den mein Großvater pflanzte, ein Schrebergarten, der das Glück und der Stolz eines Grubenarbeiters war, sind unbezahlbar und unersetzlich.

Die Herzensgemeinschaft eines ganzen Volkes muß die tragen und aufnehmen, die das alles für ihr Volk hingegeben haben.

Sie wissen, daß es notwendig ist. Sie wissen, daß die Schlüssel zu ihrem Hab und Gut den Händen deutscher Offiziere anvertraut sind. Sie wissen, daß jeder, der sich an ihrem Eigentum vergreift, ohne Gnade dem härtesten Kriegsgesetz verfällt. Und sie wissen wohl auch, daß zwischen dem Feind und ihren Häusern und Höfen und Gärten der deutsche Soldat im Westwall steht.

*

Teils vor, teils hinter der Linie, die Welten von Krieg und Frieden scheidet, arbeiten in ihren Unterkünften die Stäbe.

Die Unterkünfte der Stäbe werden, nach vorn zu, immer bescheidener und beengter... Aber das liegt in der Natur der Sache und gibt allenfalls nur dem

Frontschwein vorn im Bunker ein humoriges Recht, vom ganz hohen Stab als von der „Etappe" zu sprechen.

In Wirklichkeit ist der Stab natürlich selbst ein Teil der Truppe, der seine ununterbrochene Arbeit und Fürsorge gilt. Ohne dauernden persönlichen Kontakt mit der Front ist das gar nicht möglich. Bei einem zweimaligen Gang zu den vordersten Vorfeldposten habe ich zweimal den Kommandierenden General des betreffenden Abschnitts getroffen.

Nach vorn zu gehen zu seinen Männern — nachzusehen, wo es fehlt, und nachzuhelfen, wo sie allein nicht mehr weiterkommen: das war die Herzenssache und Herzensfreude dieses Generals. Er hatte gütige blaue Augen. Und war doch ein ganzer Mann und Soldat.

In seinem Stab aber — wie in allen Stäben — wird fast ohne Pause gearbeitet.

Karten — Karten — Karten liegen auf langen Tischen oder hängen an hohen Gestellen von der Wand. Fast ununterbrochen klappern die Schreibmaschinen und schnurren die Fernsprechapparate.

Da ist ein feindlicher Flieger mit Fallschirm heruntergekommen — da hat es irgendwo bei einem Regiment nicht mit der Verpflegung geklappt — da ist die Morgenmeldung über die eigenen Verluste oder den Verlauf der feindlichen Postenlinie ausgeblieben — da soll ein Unteroffizier der Nachrichtentruppe das E. K. kriegen, weil er in entschlossenem Zupacken ein feindliches MG oder soundso viel Gefangene geschnappt hat — da muß ein Film ran für das „Frontkino"... Das alles und noch unendlich viel mehr beschäftigt bei Tag und Nacht die sorgfältig organisierte Maschinerie der Stäbe. Sie haben nichts zu lachen. Und sie haben sich das „Bett", das sie unter günstigen Umständen vor der Front voraushaben, durch reichliche Nichtbenützung redlich verdient.

Bei einem Stab erlebe ich zufällig auch, wie 42 französische Gefangene, die am Abend vorher auf den Höhen westlich Saarbrücken eingebracht worden sind, durch den Dolmetscher-Offizier vernommen werden.

Mann um Mann — ihre Uniform ist nicht mehr „horizontblau" oder „rauchblau" wie vor 20 Jahren, sondern ein Gemisch von Gelb, Grün und Braun, die in hohem Grade der polnischen Uniformierung ähnelt — wird in ruhig-sachlicher, man kann wohl sagen: fast kameradschaftlicher Weise über Truppenteil, Divisionsverband, letzten Bahntransport, letzte Quartiere und letzte Gefechtsabsichten ausgefragt.

Und es wird selbstverständlich niemand gezwungen, etwas auszusagen. Denn es ist eine spezifische Eigenart des Deutschen, mit dem wehrlosen Gegner so umzugehen, wie er selbst — in gleicher Lage — vom Gegner behandelt werden möchte.

Und sie haben auch wirklich nicht viel auszusagen, diese Poilus... Sie wissen erschreckend wenig... Sie haben in den letzten Wochen fast keine Zeitungen gelesen... Sie wissen eigentlich kaum, wie sie zuerst in die Maginot-Linie und dann durch höhere „Fügung" hinter den Westwall gekommen sind.

Es sind zweifellos keine schlechten Soldaten, diese Poilus. Diszipliniert und willig. Und möglicherweise sehr ernsthafte Gegner — wenn es drauf ankommt.

Auf ihren Gesichtern liegt der Ausdruck einer inneren Leere und Gleichgültigkeit. Sie fühlen wohl mehr als sie es wissen: ihr Kampf ist sinnlos. Ihr Kampf ist kein Kampf „pour La France". Weil La France kein Kriegsziel hat, um das es sich lohnen würde, gute und brave Männer wie sie in den Tod oder — was dasselbe ist — gegen den Westwall zu schicken.

Nein — Frankreich hat kein Kriegsziel!

Aber es hat immer noch Haltung und Form.

Jedesmal, wenn man den mitgefangenen französischen Offizier etwas fragt, was er für militärisch besonders wichtig halten muß, antwortet er mit einer Höflichkeit, die zugleich stolz und zugleich verbindlich ist: „Sie erlauben mir wohl, darüber nichts auszusagen..."

Es ist selbstverständlich, daß man es ihm erlaubt. Ihm und auch seinem Sergeanten.

Stundenlang dauern die Vernehmungen. Aber wenn sie zu Ende sind und die Poilus, eskortiert von Feldpolizei, wieder abtransportiert werden, beginnt erst die eigentliche Arbeit für den Dolmetscher und den Ic-Offizier, nämlich die Auswertung der gefundenen Papiere.

Mancher interessante, aufschlußreiche Brief ist darunter. Bisweilen hat man das deutliche Empfinden, daß der Schreiber oder die Schreiberin aus Angst vor der Zensur eine Bemerkung oder Mitteilung unterdrückt, die bei den französischen Behörden unangenehm auffallen könnte.

Nur eines ist in all diesen Briefen — in all diesen v i e l e n Briefen aus allen Provinzen Frankreichs nicht zu finden: das Wort „boche".

•

Was am Westwall vor sich geht, läßt sich billigerweise weder mit irgendeiner Phase des Weltkrieges noch etwa gar mit dem Polenfeldzug vom September vergleichen.

Der Krieg zwischen Luxemburg und Basel ist ein Krieg von noch nicht dagewesener Form. Er ist vielleicht das, was man als „Nervenkrieg" bezeichnen könnte. Aber ins Soldatische übersetzt und darum nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit blutigen Opfern ausgetragen. Mich dünkt, das vergessen viele, die vom Westwall nur wie von einer Art Truppenübungsplatz sprechen und den Krieg dort als eine mehr sportliche Angelegenheit betrachten: so wie etwa zwei Fußballmannschaften vor dem Spiel ein bißchen miteinander trainieren... Aus dieser irrtümlichen Einstellung erklären sich auch jene frisch-fröhlichen Heimatbriefe, die in den Bunkern oft nicht geringe Verwunderung auslösen.

Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß einer aus der Heimat schrieb: „Mancher von Euch dürfte im Gegensatz zu uns in den Bunkern des Westwalls ein Leben wie Gott in Frankreich führen..."

Was ist wahr daran?

Wie ist dieser Krieg?

Wie sieht es in den Bunkern aus?

Wahr ist, daß das deutsche Volk hier zum Schutz seiner Grenzen ein unüberwindliches Bollwerk aus Stein und Stahl aufgerichtet hat, das zugleich seinen

Hütern und Verteidigern den denkbar stärksten Schutz gewährt, den eine befestigte Feldstellung überhaupt nur gewähren kann.

In diesen Bunkern, die in dichten Reihen und vielfachen Linien das Gelände durchziehen, ist an Geschütz, Mannschaft und Munition eine Widerstandskraft sondergleichen geballt.

Jeder Bunker ist so geschickt getarnt, d. h. nach Farbe und Form seiner Umgebung angepaßt, daß er auf nächste und allernächste Entfernungen kaum erkannt werden kann. Jeder Bunker hat freies Schußfeld nach allen Seiten und überschneidet damit noch links wie rechts das Schußfeld der Nachbarbunker. Jeder größere Bunker aber hat nicht nur nur Wasser, elektrisches Licht und eine tadellos funktionierende Entlüftungsanlage, sondern er ist auch so fest und stabil gebaut wie jener im OKW-Bericht erwähnte, den man bei Saarbrücken als Sehenswürdigkeit zeigt. Er hat 80 Schuß Artillerie bekommen, von denen einige direkt gesessen haben. Aber er wäre — würde er nicht als Sehenswürdigkeit gezeigt — von den anderen, nicht angekratzten Bunkern so gut wie überhaupt nicht zu unterscheiden.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß alles geschieht, um dem Bunkersoldaten das Dasein zu erleichtern. Die Inneneinrichtung, zu der häufig ein Radioapparat gehört, ist zwar nicht salonmäßig, aber sie sieht alles Notwendige und Zweckmäßige — Tisch, Stuhl oder Hocker und Liegestätte — vor, so daß sich auch da, wo es keine getäfelten Wände gibt, um den kleinen eisernen Ofen eine gewisse Wohnlichkeit und sogar Behaglichkeit entwickeln kann. In den meisten Bunkern hängt ein Holzkästchen mit der Aufschrift „Abgehende Post". Viele Bunker haben ein „Haustier", wie z. B. einen kleinen Hund, ein Kätzchen, einen Kanarienvogel, in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Sie sind Kameraden geworden, mit denen man sprechen und sich unterhalten kann. Oder die einen auch ohne Worte verstehen.

Denn ja — es muß gesagt werden: es ist bei aller Kameradschaft wohl oft eine große Einsamkeit in diesen niedrigen Steinstuben, an die das Leben der Bunkermänner gefesselt ist und in denen bei Tag und Nacht künstliches Licht brennt.

Der Bunkermann hat es nicht halb so leicht und schön, wie man sich das da und dort in der Heimat vorstellt, wenn man (mitunter sogar mit einem Anflug von Spott) vom „Im-Bunker-sitzen" redet. Sie kommen nämlich recht wenig zum „sitzen", die Männer, die hier ihre Pflicht erfüllen. Sie haben noch etwas mehr zu tun als Briefe zu schreiben, Karten zu spielen und Wunschkonzerte zu hören. Es ist, bei aller Fürsorge, ein entbehrungsreiches, einförmiges und arbeitbeladenes Dasein, das die Besatzungen von durchschnittlich 6 bis 10 Leuten in ihrem dicken Betonkasten führen.

Dienst und Arbeit reißen nicht ab.

Man hat immer etwas vor. Ob man nun Wäsche waschen oder die Waffen reinigen, einen Laufgraben bauen oder die oft schwer verdreckte Kluft in Ordnung bringen muß. Denn wenn auch die Bunker selbst, dank ihrer Anlage und Bauweise, in den Regenströmen der letzten Wochen nicht ersoffen sind: wie es draußen (um sie herum) aussah, das kann man sich ohne große Phantasie vorstellen.

Darum spricht der Bunkersoldat schon gar nicht mehr vom Dreck. Er weiß ja, daß er es noch tausendmal besser hat als der Mann im Vorfeld, den er alle soundso viel Tage ablöst.

Denn der Bunker mit dem Ofen und dem elektrischen Licht ist kein Daueraufenthalt. Er ist nur die Zwischenstation zwischen dem sogenannten Ruhequartier weiter hinten und der Vorpostenzone hart am Feind.

Dort im Vorfeld — weit jenseits des breiten Gürtels von Draht- und Tanksperren, der vor der Bunkerlinie verläuft und jeden Angriff auf sie als Wahnwitz erscheinen läßt — ist noch etwas von der Romantik des Krieges zu spüren.

Spähtrupps dringen in der Nacht oder im Morgengrauen immer wieder in das Niemandsland zwischen hüben und drüben vor, um die Postierungen des Gegners festzustellen. Handstreiche auf vorgeschobene Feindnester bringen Gefangene und manchmal auch das E. K. ein. Wagemut und Abenteuerlust lassen es zu immer neuen kleinen Unternehmungen kommen.

Und doch sind nicht diese Husarenstückchen die eigentliche Signatur des Vorfeldes, sondern das treue Aushalten.

Die Zeltbahn umgehängt, stehen die Männer dort im rieselnden Regen und spähen bei Tag und Nacht unausgesetzt nach dem Feind. Und wenn sich etwas rührt vor ihnen im raschelnden Laub der Wälder — dann sprechen Handgranate und Maschinengewehr und hämmern dem Gegner ein, daß hier „die Grenze" ist.

Wie schwer dieser Dienst ist, abgesehen von seiner dauernden Gefahr und ständigen Nervenanspannung, das weiß oder ahnt man wenigstens, wenn man an die kalten Regennächte denkt und an die nasse Erde.

Die Männer, die hier für Deutschland auf Posten stehen, haben mitunter tagelang keinen trockenen Faden am Leibe.

Sie dürfen kein Feuer machen.

Sie nächtigen nur zum Teil in Gräben und Unterständen, behelfsmäßigen Bretterhütten oder zufällig in der Linie liegenden Gebäuden kleiner Orte und Ortsteile.

Die meisten von ihnen liegen in einem Lehmloch.

Wer vom Westwall reden will, muß zu diesen Männern gehen.

*

Wie ist hier dieser Krieg?

Fast könnte man antworten: lautlos.

Denn im allgemeinen gleicht die Front den stillsten Fronten des Weltkrieges.

Nur dann und wann unterbricht ein Artillerieschuß von der einen oder anderen Seite die bleierne Ruhe. Dann und wann rauscht auch einmal ein Feuerüberfall von 20 bis 30 Granaten durch die Luft, um irgendwo in den Wäldern und Bergen oder an den Straßenkreuzungen des Hinterlandes zu krepieren. Oder auch einmal in der Nacht und am frühen Morgen rumpelt es aus Dutzenden von Feuerschlünden aufgeregt eine halbe Stunde lang.

Aber dann tritt immer wieder Ruhe ein, als wollte man ausdrücken: es war nicht ganz ernst gemeint. Oder: wir wollten bloß beweisen, daß wir noch da sind.

Krieg?

Ja. Doch.

Und zwar ein unheimlicher, ein lastender Krieg. Ein Krieg der Nerven.

Wie in einem Mosaik das einzelne Steinchen für sich bedeutungslos ist und erst durch die anderen Steinchen, d. h. durch das ganze daraus entstehende Bild, seinen Sinn bekommt, so muß auch in der Betrachtung des Westwallers Zug um Zug aneinandergefügt werden, um zu jenem wahren Lebensbild, jener ganzen Schau zu gelangen die ihm wirklich verstehend gerecht wird.

Denn nicht nur die unvermeidlichen Verluste der Spähtrupptätigkeit und des stellenweise doch recht heftig aufflackernden Artilleriefeuers hat der Westwallmann zu tragen: sein größter und bitterster Gegner, sein Hauptfeind ist die Mine.

In den weiten Gebieten des Vorfeldes lauert sie zu Tausenden unter der Erde. Nichts macht sie von außen und oben kenntlich, denn es ist ja eben ihr Zweck, den andern ahnungslos ins Verderben laufen zu lassen. Nichts deutet an, daß hier überall die heimtückische Maschinerie der Vernichtung bereitliegt und daß ein einziger (nicht einmal unbedachter) Schritt sie schon auslösen kann.

Niemand ist vor der Mine sicher, und nirgends ist man vor der Mine sicher.

Was man weiß, ist nur, daß dort, wo ein Geländestück durch niedrigen Draht mit daran gehängten hellen Fäden und Stoffresten abgesperrt wird, mit Bestimmtheit Minen liegen.

Wo sie sonst noch liegen, ist eine offene Frage und wird nicht selten erst dadurch geklärt, daß etwas passiert.

Die Mine ist unberechenbar.

Sie kann an Stellen liegen, wo sie kein Mensch vermutet hätte, und beispielsweise schon durch das Niederdrücken einer Türklinke zur Explosion gebracht werden. Sie kann aber auch täuschen, indem der Zünder der einen Mine feiner gestellt oder auch durch Erschütterung von außen empfindlicher geworden ist als der Zünder der anderen.

Eine Feldküche biegt (vielleicht um abzukürzen oder auch um dem Artilleriefeuer auszuweichen) in einen Nebenweg ein — und ist im nächsten Moment ein Haufen verbogenes Eisen.

Auf einer Waldschneise wird tagelang mit leichten Personenwagen gefahren, ohne daß das geringste vorkommt. Die Schneise wird auch abgesucht und als vollständig begehbar bezeichnet. Eines Morgens fährt zum erstenmal ein schwerer beladener Lastkraftwagen durch die Schneise und — geht mit einer feindlichen Mine hoch. Die Mine war unter die Packlage des Weges verlegt worden und konnte infolgedessen unmöglich gefunden werden.

Ein kleines Herrschaftshaus liegt in einem prächtigen alten Garten. Ein Pkw. mit Quartiermachern fährt durch die Toreinfahrt auf das Haus zu, in dem ein Stab untergebracht werden soll.

Eine Mine kracht.

Der Pkw. liegt ausgebrannt auf dem Einfahrtsweg.

Man bringt vor der Toreinfahrt selbstverständlich sofort ein Schild an: „Achtung! Minen!"

Ein paar Stunden später will wieder ein Personenkraftwagen die Toreinfahrt passieren.

Der Fahrer sieht das Schild — hält vor der Einfahrt und wendet. Beim Wenden kommt er mit einem Hinterrad auf die Straßenböschung. Eine Mine geht hoch, die niemand hier vermuten konnte.

Nun liegen vor und hinter der Toreinfahrt die Trümmerreste von zwei Wagen.

In dem alten Gutsgarten aber hängen rotbackige pralle Äpfel an den Bäumen, die niemand pflücken will ...

*

Unheimlich und nervenaufreibend ist dieser Kampf gegen „nichts", dieser Krieg gegen „Unbekannt".

Er fordert vorn im Vorfeld wie zuweilen auch noch weiter hinten seine Opfer.

Die Franzosen treiben im Vorfeld gern Kühe und Ochsen über das Gelände, das sie für minenverseucht halten.

Wenn die Kühe gerade auf die Minen treten, ist das Verfahren nicht schlecht.

Sonst aber gibt es kein anderes (sicheres) Mittel gegen die Minengefahr als das systematische Absuchen des Geländes.

Hell leuchtet hier das Heldentum der deutschen Pioniere!

Ihre Aufgabe ist es, die feindlichen Minenfelder zu finden und abzugrenzen oder sie zu verlegen.

Es ist eine — ständig todumdrohte — Kleinarbeit von unvorstellbarer Mühseligkeit.

Mit seinem Sucheisen sticht der nach Minen suchende Pionier vor sich in die

Deutsche! Für den Sieg ist ausschlaggebend, welches Volk sich in der Heimat am festesten mit der Front verbunden fühlt. Auch hier werden wir Deutsche im Kriegs-WHW. 1939/40 stärker sein, als unsere Feinde es sich vorzustellen vermögen

Erde. Auf diese Art werden mit äußerster Sorgfalt sowohl große Geländestreifen als auch ganze Straßen und Wege nach Minen abgesucht. Kein Quadratmeter Boden darf dabei unkontrolliert bleiben. Allein das Absuchen eines schmalen (etwa 2 Meter breiten) Weges beansprucht pro Kilometer ungefähr 6 bis 8 Stunden ...

Dann erst werden Böschung und Graben abgesucht, wo die Minen mit Vorliebe versteckt sind.

Niemals — auch wenn kilometerlang nicht das geringste gefunden wird — darf die Aufmerksamkeit des Minensuchtrupps nachlassen. Denn plötzlich kann doch eine Sperre kommen, die bei aller angewandten Vorsicht mindestens einem Pionierkameraden das Leben kostet.

Bei diesem Suchen ist nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge dauernd aufs höchste angestrengt.

Ein rechter Pionier muß es „im Blick" haben, wo eine Mine liegen könnte.

Vielleicht sieht da die Erde ein bißchen anders aus als in der Umgebung. Vielleicht hat dort das Regenwasser eine verdächtige Stelle ausgespült ...

Kleinste, winzige Merkmale müssen beachtet werden, weil sie — vielleicht — über Leben und Tod entscheiden. Weil einer einzigen übersehenen Mine nicht allein der Suchtrupp selbst, sondern noch Wochen und Monate danach ein Dutzend Kameraden zum Opfer fallen können.

Eines Nachts — es ist stockdunkel — kracht unmittelbar hinter den Gefechtsvorposten eine Minendetonation.

Zwei Infanteristen sind auf ein unbekanntes Minenfeld geraten und schwer verwundet.

Sie können sich nicht mehr allein fortbewegen.

„Helft uns, Kameraden!" rufen sie in die Nacht.

Die Gefechtsvorposten hören es. Und zwei Pioniere, die ihnen zugeteilt sind, erbieten sich sofort freiwillig, die Verwundeten aus dem Minenfeld zu holen.

Der Infanterieleutnant zögert, die Erlaubnis dazu zu geben.

Wozu der Versuch, der doch zwecklos ist und bloß neue Verluste kosten wird?

Aber die Pioniere bitten.

Und es hört nicht auf, von hinten aus der Dunkelheit zu rufen: „Helft uns, Kameraden!"

Und immer wieder: „Helft uns, Kameraden ..."

So machen sich denn die beiden Pioniere in der stockdunklen Nacht ans Werk.

Die nach und nach matter werdenden Rufe der verwundeten Infanteristen treiben sie zur Eile. Auch besteht die Gefahr, daß sich die Verwundeten in ihren Schmerzen von der Stelle wälzen und dadurch neue Minen zur Entzündung bringen. Die Minen liegen in großer Dichte oft nur drei bis vier Meter auseinander.

Der erste Pionier kriecht auf dem Bauch am Boden vorwärts und tastet vor sich und neben sich mit den Händen, ob er irgendwo — mit den Fingerspitzen — einen Minenzünder fühlt.

Der zweite Pionier kriecht hinter ihm her. Er hat sich einen Packen leerer Sandsackhüllen mitgenommen.

Wenn der erste Pionier eine Mine aufspürt, umkriecht er sie vorsichtig. Der zweite Pionier kriecht unmittelbar hinter dem ersten her und legt sorgfältig Sandsack an Sandsack auf den zurückgelegten Weg.

Es dauert über eine Stunde, bis die zwei Pioniere auf diese Weise in vielen Windungen die zwei verwundeten Infanteristen erreicht haben.

Sie leben noch und können verbunden werden.

Einzeln — erst der eine, dann der andere — werden sie von den zwei Pionieren in der stockdunklen Nacht aus dem Minenfeld gezogen: immer auf dem Schlangenweg, den die ausgelegten Sandsäcke bezeichnen.

Nach 4 Stunden sind sie geborgen.

Der Tag dämmert schon, als sie von der Vorfeldkompanie zum Truppenverbandsplatz geschafft werden können.

Sie kommen durch.

Und die zwei Pioniere, der Gefreite Theis und der Pionier Mathes, haben dafür das Eiserne Kreuz bekommen.

•

Nicht jede Tat wird wie diese gesehen, genannt und belohnt. Es geschehen viel Wunder der Tapferkeit im Vorfeld des Westwalls.

Und immer wieder kostet es Verluste.

Heut' erwischt es nur einen Mann von einem Regiment. Morgen vielleicht fünf. Übermorgen vielleicht bloß wieder drei.

Aber immer erwischt es einen. Immer gibt es Verwundete oder Tote.

Es vergeht kein Tag, an dem dieser „stille" Krieg nicht seine Opfer fordert.

Ein Verlust an d i e s e r Front, an der angeblich „nichts los" ist, wiegt mehr als zehn und zwanzig Verluste beim Sturm und beim Sieg.

Weil er einfach viel schwerer empfunden wird.

•

In einer Haltung, die schlechthin vorbildlich genannt werden muß, in einer Einsatzbereitschaft, die nicht übertroffen werden kann, steht hier der deutsche Abwehrsoldat in seinem harten, selbstverleugnenden Dienst auf Deutschlands Schanzen.

Er weiß, was der deutsche Sturmsoldat in Polen geleistet hat. Aber er braucht sich vor ihm nicht zu schämen und zu verstecken.

Denn er hat durch sein treues Halten und Harren den Polensieg miterfochten.

Sein Ruhm ist bescheidener, sein Erfolg nicht so meßbar, sein Verlust — rein zahlenmäßig — natürlich lange nicht so bedeutend.

Aber, wer es weiß, daß nicht bloß „Feuer" zermürben kann und nicht bloß „angreifen" Nerven kostet, der weiß auch, daß hier in den Bunkern und Gräben und Vorfeldern des Westwalls der bisher größte seelische Einsatz in diesem Kriege geleistet wurde.

Hat der Osten die ganzen Schrecken des Krieges, aber auch ihr Gegenstück, den Siegessturm der großen Taten gesehen — hier im Westen bei den stillen Bunkersoldaten ist gewiß mehr geduldet als gekämpft, mehr gelitten als gesiegt worden.

Aber keiner im Osten hat so wie sie, die stillen Bunkersoldaten, die tägliche Mühsal des Krieges getragen.

•

Es gibt ein weitbekanntes Bild, das einen schlichten Frontkämpferkopf zeigt. Es ist im Jahre 1916 oder 1917 geschaffen worden und stellt den deutschen Soldaten des Weltkrieges dar, der an der Somme und in Flandern die großen Abwehrschlachten schlug und allein durch seine Tapferkeit die Schrecken der Tanks und die Hölle des Materialkrieges überwand.

Diesem Frontkämpferkopf des Weltkrieges gleicht in manchem Zug schon heute das Gesicht des Westwallmannes.

Wie dort hat die Not und Notwendigkeit des Ganzen fast alles Persönliche und Private aus dem Gesicht fortgewischt. Wie dort schaut ein fester, furchtloser Blick unter dem Stahlhelm hervor auf den Feind.

Wie dort ist es, als ob die Lippen der grauen Männer sprächen: „Mögen sie kommen — aber durch kommen sie nicht!"

Und wie dort schlägt unter diesem Stahlhelm und unter diesem feldgrauen Rock ein gleichmütig-ehernes Herz.

Ja — da fällt es mir ein: ob es nicht doch vielleicht die Herzen sind, die den Westwall halten?

Herzen — stärker als Stahl und Stein?

•

Mitunter — in der Mühsal dieses Krieges — muß man wieder an Frankfurt denken. Und an das Haus am Hirschgraben, in dem der „Götz" geschrieben wurde.

Der französische Kommandant von Frankfurt lag einmal in diesem Haus im Quartier . . .

Siebentausend Franzmänner hatten die Reichsstadt am Main überrumpelt, bedrückten ein paar Jahre lang ihre Einwohnerschaft, brachten Sorgen und Seuchen mit.

Das aber — wir lächeln — wird nie mehr geschehen.

Nie mehr — wir wissen es — wird ein französischer Kommandant in Frankfurt im Quartier liegen.

Weil der Wall aus Stein und Stahl davor liegt.

Weil der Wall aus Stein und Stahl ein Wall der Herzen ist.

Björn zwischen zwei Turnieren

Ein Roman um Pferde, Frauen und Devisen

von Horst Biernath

13. Fortsetzung

„Oh, davon habe ich nichts gewußt."

„Und wenn Sie es auch gewußt hätten, so hätte es Sie wahrscheinlich wenig bekümmert. Sie waren die Stärkere. — Mir fiel der Verzicht wirklich nicht leicht. Zuerst war ich töricht genug, mir einzubilden, ich hasse Björn, und er sei mir gleichgültig. Aber man kann eine Liebe nicht aus dem Herzen reißen, nicht mit allen Wurzeln zugleich. In dem Augenblick, in dem ich hörte, Björn sei in Gefahr, wußte ich, daß ich eine namenlose Angst um ihn hatte. Ich kam hierher. Glauben Sie mir, nicht, weil ich hoffe, es könne nun wieder meine Stunde kommen. Ich habe keine Wünsche. Wenn man Sie liebt, schmerzt es mich nicht. Das habe ich bereits einmal überwunden." — Sie schwieg einen Augenblick und lächelte fast verlegen. Dann fuhr sie fort:

„Ach, ich höre mich reden und frage mich dabei, bist du das wirklich, die so spricht? Und ich wundere mich über mich selbst und über meine Worte. Sie sind mir neu. Ich habe nie so gedacht. Es ist merkwürdig, und ich fürchte fast, Sie können mich gar nicht verstehen ..." Sie sah Juanita Alvarez verwirrt und ängstlich an und begegnete einem Blick, der hinter Schleiern zu stehen schien. Batrice errötete, ihre Lippen zitterten ein wenig. „Ich bin sonst nicht so uneigennützig", sagte sie fast unhörbar.

Juanita Alvarez regte sich nicht. In dem sanften Bogen ihrer Kehle pulste das Blut. Beatrice beugte sich vor, ihre Hand glitt nach vorn, als tastete sie nach Juanita Alvarez hin: „Wir müssen Björn helfen, Sie und ich! Sein Schicksal entscheidet sich in diesen Stunden. Wenn es in meinen Händen läge, ihn zu retten — mir wäre kein Preis zu hoch ..."

Juanita Alvarez richtete sich auf. Sekundenlang stand sie neben ihrem Liegestuhl; es war, als hätte sie sich nach langem Krankenlager zu den ersten, selbständigen Schritten erhoben, noch unsicher, ob der Wille allein sie auch bis zu ihrem Ziel tragen würde.

„Sein Schicksal ... heißt das Tod?"

„Ich fürchte, er ertrüge das Leben nicht."

Beatrice glaubte das Schlagen ihres Herzens zu hören. Es hämmerte laut ...

„Ich habe nicht an diese Folgen gedacht", sagte Juanita Alvarez, und ihr Gesicht sah wie eine Maske aus, „ich habe nicht so weit gedacht, als ich in Berlin das Geld in Björns Gepäck legte ..."

Beatrice schloß die Augen. Die furchtbare Spannung dieser Tage löste sich fast zu schnell. Es war, als gäbe ein ungeheurer Druck, gegen den sie sich mit verzweifelter Anstrengung gewehrt hatte, unvermutet nach. Sie hatte das Gefühl, wie ein Tiefseefisch plötzlich zum Licht emporgeschleudert zu werden, ein Gefühl

des Berstens aller Blutgefäße, ein Gefühl des Zusammenfallens ... Der Kopf sank ihr auf die Brust, die Hände fielen schlaff herab.

„Weinen Sie doch nicht“, bat Juanita Alvarez erstickt. Sie ging mit raschen Schritten in das Zimmer hinein, sicher und kraftvoll, als hätte sie aus Beatrices Schwächeanfall für sich selber neue Energie geschöpft. Auf der Schwelle wandte sie sich halb um: „Warten Sie einen Augenblick — oder kommen Sie mit ...“

Beatrice folgte ihr langsam. Als sie in das Zimmer trat, stand Juanita Alvarez über den kleinen Schreibtisch gebeugt. Ihre Feder jagte über das Blatt eines Briefblocks. Sie riß es heraus und reichte es Beatrice hin.

„Wird das genügen?“ fragte sie abgewandt.

Beatrice überflog die feuchtglänzenden Zeilen.

Sie griff blind nach Juanitas Hand ...

„Gehen Sie“, drängte die Alvarez, „gehen Sie rasch!“ Sie führte Beatrice zur Tür und lächelte verzerrt: „Gehen Sie um Gotteswillen schnell, ehe ich diese entsetzliche Torheit bereue ...“ Sie stieß Beatrice fast hinaus und schloß die Tür hinter ihr zu. — Beatrice eilte die Treppe hinab; es trieb sie zur Eile, am liebsten wäre sie den langen Gartenweg hinuntergerannt, aber sie zwang sich dazu, ruhig zu erscheinen, solange wenigstens, wie sie vom Hause beobachtet werden konnte. Erst, als sie sich in die Polster des wartenden Wagens warf, ließ sie ihrem Herzen freien Lauf: „Zurück! Fahren Sie! Fahren Sie, so rasch es geht!“

Sie blickte zum Hause hinauf. Die Sonne war über das Dach geklettert und blendete ihre Augen. Sie sah nur eine weiße Front und grünen Wein, der in breiten Kaskaden vom First zu stürzen schien. Die Fenster schauten leer herab. —

Oben hörte Juanita Alvarez das Anspringen des Motors und die Hupensignale, mit denen der Chauffeur einen Maultierkarren zur Seite scheuchte. Sie stand noch immer an der gleichen Stelle, an der sie Beatrice verabschiedet hatte, und lauschte dem davongleitenden Wagen in einer Haltung, als müsse sie in der nächsten Sekunde zur Tür stürzen und ihm nacheilen, um ihn aufzuhalten, um eine Ungeheuerlichkeit rückgängig zu machen ... Aber sie war wie gelähmt und rührte sich nicht. Die Stille schlug über ihr zusammen.

Im Flur des Erdgeschosses tappte der Stock der alten Signora Scanzoni über die Steinfließen. Juanita Alvarez schrak aus ihrer Betäubung empor. Sie öffnete die Tür und beugte sich über das Geländer: „Signora, wollen Sie bitte eines der Mädchen zum Albergo schicken und meinem Chauffeur bestellen lassen, daß er den Wagen reisefertig machen und mich abholen soll! Ich habe eine Nachricht bekommen, die mich leider zwingt, sofort abzureisen.“

„Können Sie noch ein wenig warten, Madame? Eine halbe Stunde vielleicht? Ich habe die Mädchen gerade zum Gärtner nach Antemnae geschickt.“

„Danke, Signora, dann bemühen Sie sich nicht, ich werde selber gehen. Machen Sie inzwischen, bitte, meine Rechnung fertig. Ich habe es sehr eilig.“

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, kleidete sich rasch an und verließ kurze Zeit später das Haus. Der Gasthof, in dem Alessandro einquartiert war, lag ein paar hundert Schritt von der Villa Hortensia entfernt an der Via Salaria. Es war ein Albergo, in dem an Markttagen die Bauern aus der Campagna abstiegen. Hinter dem Haus lag zwischen weißen Mauern ein großer Hof mit Bocciaplätzen und Stallgebäuden, ein Hof, auf dem Viehmärkte abgehalten wurden, und wo zur Zeit der Oliven- und Weinernte Gespann an Gespann stand.

Juanita trat in das Haus ein, aus dem ihr ein scharfer Geruch nach ölgebackenen Fischen entgegenschlug. Sie blickte in die Gaststube; ein paar Fuhrknechte in blauen Leinenkitteln unterbrachen ihr Kartenspiel und glotzten sie an. Der Wirt, einen Zahnstocher im Munde, war gerade dabei, eine Walze ins Orchestrion zu setzen. Er legte sie weg und spie das Hölzchen aus den Lippen: „Alessandro, Madame?“

„Sagen Sie ihm bitte, er möchte den Wagen fertigmachen und mich abholen. Ich reise ab.“

„Uno Momento, Madame, ich lasse ihn sofort holen!“ Er durchquerte die Gaststube und trat zu ihr auf den Flur hinaus. „Pietro! — Pietro!“ Seine Stimme fuhr wie ein Trompetenstoß durchs Haus. Über dem Treppengeländer erschien der schwarze Lockenkopf eines sechzehnjährigen Buben.

„Wo treibst du dich schon wieder herum, du Taugenichts? Oh, Madame, es ist ein Kreuz mit dem Jungen. Seitdem Signore Alessandro im Hause ist und Ihr Wagen, lauert er nur noch auf eine Gelegenheit, ein Stück mitfahren zu dürfen, und redet von Differential und Öldruckbremsen wie ein Mechaniker. — Er will Mechaniker werden, Madame! Was sagen Sie dazu?! Ich arbeite, damit mein Sohn aus meinem Albergo eine stinkende Tankstelle macht!“ —

Der Junge rutschte am Geländer herab, aber er hielt sich wohlweislich außerhalb der Reichweite des väterlichen Arms.

„Lauf hinauf, du Mistfratz“, grollte der Vater, „bestelle Signore Alessandro, daß Madame den Wagen braucht und abreisen will!“

Pietro duckte sich: „Ich traue mich nicht, Papa, die Männer von gestern abend sind schon wieder bei Signore Alessandro, und sie streiten mit ihm, daß ich immer denke, sie fallen über ihn her und tun ihm was an ...“

„Was ist das?“ fragte Juanita Alvarez erstaunt.

„Wegen Geld, Signora“, sprudelte der Junge los, „die Kerle nennen Signore Alessandro einen Schuft. Vierhundert Pfund ständen ihnen zu, er aber wolle sie um alles betrügen. Sie haben sein Zimmer durchsucht und ihn bedroht, es werde ihm etwas passieren, wenn er das Geld nicht herausrücke ...“

Die väterliche Hand zuckte vor, aber Pietro war schneller und flüchtete die Stufen empor. „Es ist wahr!“

„Das horcht an den Türen der Gäste, Madame!“ sagte der Vater wie gebrochen; „nein, es wird kein Gastwirt aus ihm, — niemals — niemals ...“

Juanita Alvarez zwang sich zu einem Lächeln: „Also, dann schicken Sie mir Alessandro hinauf, wenn er seine Angelegenheit beendet hat“, sagte sie ruhig. Sie warf Pietro ein kleines Geldstück zu, das er im Fluge fing, und verließ das Albergo.

Alessandro! — — —

Er kam nach einer halben Stunde.

Juanita Alvarez saß in dem Salon und wartete auf ihn. Sie saß auf einem der dünnbeinigen Stühle, unter deren Vergoldung die rote Spachtelfarbe zum Vorschein kam. Ihr Rücken brauchte keine Stütze. In ihrer Haltung war etwas von der furchtbaren Starre einer Wachsfigur. Jetzt las Björn ihr Schuldbekenntnis. Die Tragödie ihres Opfers hatte sich im Verlaufe einer Stunde in eine höhnische Posse verwandelt. Alles war sinnlos gewesen. Ihr Geständnis eine Groteske ...

Sie hörte Alessandro die Treppe hinaufkommen. Er näherte sich leise ihrer Tür, als schliche er auf sie zu. Lauschte er? Sie erhob sich und trat zum Fenster. Er klopfte.

„Alessandro?“ —

„Jawohl, Madame ...“

„Sie dürfen eintreten!“

Er drückte die Klinke nieder und stand im Zimmer. Gegen das helle Rechteck des Fensters war ihr Gesicht nicht zu erkennen. Er blieb in abwartender Haltung an der Tür stehen, die weiße Mütze in den Händen drehend. Seine dunklen Augen forschten heimlich: „Sie haben sich selber ins Albergo bemüht, Madame?“

„Sie hatten gerade Besuch, Alessandro ...“

Er kniff die Augen zusammen, seine Zähne schimmerten zwischen den Lippen auf: „Eh, Madame — Verwandte, zwei Vettern; ich hatte ihnen geschrieben ...“

„Sie scheinen sich aber mit Ihren Verwandten nicht sehr gut zu vertragen, wie?“

Er warf den Kopf mit einer raschen Bewegung vor. „Seit wann interessiert Sie


SIEMENS
KINO
TECHNIK
Berufsfilm-Effekte mit Schmalfilm-Apparaten
wie Auf- und Zukreisungen, Schiebeblenden in jeder Richtung, lineare und kreisförmige Verdrängungen, Überblendungen und Durchleuchtungstitel sowie Maskeneffekte erhalten Sie leicht mit dem
Universal-Kompendium
Ohne Montage leicht an fast allen 8- und 16-mm-Kameras anzubringen.
Unentbehrlich für den ernsthaft arbeitenden Schmalfilmamateur, für die Filmstellen von Industrie, Behörden und Organisationen.
Preis RM 96.–
Siemens-Kino-Kamera B mit Universal-Kompendium
SIEMENS & HALSKE AG · WERNERWERK · BERLIN-SIEMENSSTADT


Frei!
MAUSER

mein Privatleben, Madame?" Er trat einen Schritt ins Zimmer hinein. Seine veränderte Haltung ließ nicht den leisesten Zweifel zu, daß er begriffen hatte, er könne Juanita Alvarez nichts mehr vormachen. — „Ah, Sie haben ein wenig gelauscht, Madame! — Nun, und jetzt kommt wohl die große Entlassungsszene, wie?" Er grinste sie an: „Anzeige nützt nämlich nichts, Madame. Ihr Herr Oberleutnant war ja so freundlich, Sie über diesen Punkt zu beruhigen. — Eh, das waren zwei Mißgriffe in letzter Zeit, die wir uns geleistet haben. Sie mit Ihrem Schweden und ich mit meinem kleinen Nebengeschäft. Da haben wir beide Pech gehabt ..."

Ihr Schweigen schien ihn zu ermutigen, sich noch einen wirkungsvollen Abgang zu verschaffen. Teufel ja, so leicht warf man ihn nicht hinaus! Seine Augen blitzten rachsüchtig: „Nun schmeißen Sie mich also hinaus ... Na schön! Da ist auch nichts zu machen. Vier Jahre in Ihren Diensten — ich will nicht ungerecht sein, Madame, es war eine gute Stellung. Man kam herum in der Welt, und wahrhaft, man konnte was dabei lernen! — Ihre Zinngruben in Cuyaba — ich vermute, daß sie auf dem Monde liegen, was?! Aber es war doch großartig. Ja, das Auftreten, das Auftreten macht's! — Die Männer sind blöd wie Hammel. Manchmal habe ich mich direkt geschämt, selber zu dieser Idiotenherde zu gehören. — Aber dann die Geschichte mit dem Oberleutnant, Madame, das war ein Fehler. Und daß er gerade Ihnen unterlief! — Militär, das ist doch nichts für eine Frau wie Sie, für eine so geschäftstüchtige Dame wie Sie! Ist doch nichts dabei zu holen ... Oder ist es möglich, Madame, sind auch Sie einmal auf den Honig hereingefallen? Auf die Liebe? Auch wenn sie sich nicht auszahlte? Wie? Einen guten Rat, Madame, bevor ich mich von Ihnen verabschiede; lassen Sie die Finger davon! Die Liebe ist eine kostspielige Sache. Das dürfen Sie sich nicht leisten. — Kosten lassen, Madame! Das bringt was ein! — Und wo Sie so viele Eisen im Feuer haben ... Herr Holtzboor, zum Beispiel, hat mir eine ganze Stange Silber in die Hand gedrückt dafür, daß ich ihn immer über Ihre Adresse auf dem Laufenden halte. Sehen Sie mal, das ist ein Mann, an den Sie sich halten müssen. Ein Prachthammel! Mit einem goldenen Fell! Und er gibt keine Ruhe, nein — bis er nicht geschoren ist ..."

*

Valentin begleitete Beatrice zur Maschine, die startbereit auf dem Rollfeld stand. Die Monteure kletterten von dem Rumpf des Flugzeuges herab. Bordfunker und Pilot hatten ihre Plätze bereits eingenommen. Über den Himmel zogen große, schneeweiße Wolken. Es blies leicht vom Westen her, der Wind trug einen zarten Tankgeruch heran.

Valentin schaute auf die Uhr, es waren noch zehn Minuten bis zum Start. „Kann ich dich nicht zurückhalten, Trix? Muß es unbedingt sein, daß du heute schon die Rückreise antrittst?"

Sie legte die Hand auf seinen Arm: „Du weißt ganz genau, Hellmut, weshalb ich nicht bleiben kann!"

„Aber du darfst nicht von mir verlangen, daß ich Björn noch länger verheimliche, wer die Entscheidung herbeigeführt hat!"

„Du darfst es ihm sagen, wenn ich fort bin. Versteh' mich doch, bitte ... Es war mir nicht möglich, ihm gestern schon zu begegnen, und es geht gegen mein Gefühl, ihn schon heute oder morgen zu sehen. Es ist alles noch zu frisch. Wir wären verlegen und befangen. Und vielleicht würde er mir sagen, daß er mir dankbar wäre ... dankbar ..." Sie schüttelte den Kopf: „Juanita Alvarez — ach, weißt du, es war etwas an dieser Frau, was mich erschüttert hat. Ich weiß es nicht zu sagen, was es war. Ich spürte irgendwo ein dunkles Schicksal, und ich kam mir wie sein Vollstrecker vor ..."

„Unsinn, Trix", unterbrach er sie, „was machst du dir da für merkwürdige Gedanken? Ich glaube wahrhaftig, du bedauerst sie noch ..."

Der Lautsprecher ertönte. Die Fluggäste wurden ersucht, Platz zu nehmen, ihre Begleiter wurden aufgefordert, den Startplatz zu verlassen.

„Ich brauche Zeit, Hellmut, ein paar Tage wenigstens", sagte sie und reichte ihm die Hand, „Björn wird es verstehen. Ich glaube sogar, er wird mir dankbar sein, daß wir beide Abstand zur Vergangenheit gewonnen haben, wenn wir uns wieder begegnen werden."

„In Berlin?"

„Wenn Björn innerlich frei ist", antwortete sie leise. „Leb' wohl, Hellmut — du darfst mir einen Kuß geben ..." Sie hob das Gesicht und bot ihm ihre Lippen. Er küßte sie zärtlich und fast behutsam. In seiner Stimme war ein rauher Klang.

„Leb' wohl, Trix, und gute Reise! Und du hast recht, es ist am besten so ..." Er sah ihr nach, wie sie in die Kabine stieg, und winkte ihr zu, als sie sich noch einmal umdrehte. Er ging langsam hinter die Sperrlinie. Der Motor sprang dröhnend an. Die Maschine zitterte ungeduldig. Die Bremsklötze wurden fortgeschlagen. Valentin legte die Finger an die Mütze.

Eine Stunde später schritt er über den flimmernden Sand des Übungsplatzes in der Caserma di Macao, wo die Begleitmannschaften und Turnierpferde untergebracht waren. Auf dem Exerzierplatz bewegten viele Offiziere ihre Pferde über eine leichte Hindernisstrecke. Die Herren, die ihr Training bereits erledigt hatten,

standen als Zuschauer neben den Hürden oder plauderten im Schatten der Stall- und Kasernengebäude, die den riesigen Platz umsäumten. Als Valentin auf den Exerzierplatz trat, löste sich aus einer Gruppe Kapitän Sören und kam ihm entgegen. Er schien auf Valentin gewartet zu haben.

„Guten Morgen, Sören!" — Aber der Schwede ließ sich kaum Zeit, Valentin die Hand zu schütteln. Er hielt ihn fest.

„Haben Sie schon die Morgenblätter gelesen, Valentin?"

„Nein, ich habe seit zwei Tagen überhaupt keine Zeitung mehr in der Hand gehabt ..."

„Merkwürdig, anscheinend bin ich die einzige Ausnahme."

„Was ist denn los?"

Sören sah sich um. Sie standen allein. In weiter Entfernung schwebte Björn auf Gyp über ein Hindernis ... Sören zog aus dem Ärmelaufschlag einen Zeitungsausschnitt und reichte ihn Valentin hin: „Verstehen Sie genug Italienisch, oder soll ich Ihnen den Text übersetzen?"

„Ich glaube, ich schaff's allein."

„Also dann lesen Sie! Die Notiz ist übrigens heute in fast allen Morgenblättern erschienen."

Schluß folgt

Renate und die sechs Flaksoldaten

Wie wir die Schutzpatronin der deutschen Flak ernannten

Mancher Fluch war dem Gehege von Roberts Zähnen entwichen. So ging das nicht weiter. Zwar brannte uns die spätsommerliche Sonne auf den Pelz, aber unser aller Wohlbefinden hing doch von anderen Dingen ab. Betreffs des Magens vor allen Dingen.

Seit zwei Wochen waren wir wieder Soldat, lagen mit unserer Kanone in Feuerstellung, und wir hörten wohl auch hin und wieder, daß der Krieg mit Polen im Gange war. So konnte das also in unserer von Gott verlassenen Stellung nicht weitergehen.

Es muß erläuternd hinzugefügt werden, daß wir in einem Lande lagen, wo es die echten Bauernschinken gibt, wo der berühmte Steinhäger gebrannt wird und der nicht minder berühmte Pumpernickel seine Heimat hat. Überall standen Bauernhöfe. Da größer, da kleiner, da näher, dort ferner. Überall beschatteten mächtige Eichen die Dachfirste. Von Krieg keine Spur, abgesehen von unseren Geschützen. Brauche ich mehr zu sagen?

Wir waren sechs Mann. Der Geschützführer, ein Pastorensohn übrigens, Jupp, der Aktive — der schönste Mann der deutschen Flak —, Robert, der auf













der Alma mater in Bonn manches Semester absolviert hatte, Ernst, der Bönnsche Jung, der kein Wässerchen zu trüben imstande war, der Gefreite Tony und der hier Berichtende. Als Zubehör wäre noch eine Mundharmonika zu erwähnen.

Es war ziemlich schwer, mit den Bauern des Landes jene Verbindung aufzunehmen, die in der Belieferung mit kulinarischen Dingen endet. Es war ziemlich schwer, sage ich. Das war auch der Grund, weshalb Robert so manchen Fluch hervorstieß.

Der liebe Gott verläßt seine Soldaten nicht. Das große Glück kam auf dem Wege über einen Pferderücken zu uns, denn das Glück der Erde, so sagt das Sprichwort, liegt auf dem Rücken der Pferde. Eines Morgens, sehr früh — Robert stand auf Posten —, ritt eine ganz außerordentlich schöne Dame des Wegs. Robert, dessen Amt sonst die Beobachtung des Flugraumes war, hatte sie schon längst mit dem Feldstecher gefaßt. „Oh“, murmelte er ein übers andere Mal, „wer kömmbt denn da?“

Um es ganz kurz zu sagen: es war die Gräfin. Wenn sie hier ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gezerrt wird, so deshalb, weil uns ihr Liebreiz mehr war als bloße Augenweide. Die mütterliche Sorgfalt, mit der sie uns fürderhin betreute, diese Gräfin Renate v. W. auf Schloß S., wie sie späteren, glaubwürdigen Berichten zufolge hieß, ist wert, gebührend gewürdigt zu werden.

Jupp erhielt Amt und Auftrag, ihr ein Brieflein zu überbringen, sich keinesfalls von Gutsinspektoren oder dem Gesinde abfüttern zu lassen, und mit dem preußischen Adel in Fühlung zu treten. Der Inhalt des Briefleins übrigens gipfelte in dem Wunsch, das seltene und wertvolle Inventarium des Schlosses in Augenschein nehmen zu dürfen. Zwischen den Zeilen war indessen mehr zu lesen. Wir sagten Religion und meinten Kattun, verstehen Sie? Wir meinten also die Speisekammern.

Der preußische Adel, eben jene Gräfin, die sechsundzwanzig Lenze zählte, begann mit Jupp ein Gespräch, das sich so gut wie ausschließlich um die Versorgung der Geschützbedienung mit leiblichen Dingen drehte. Daran schloß sich eine Einladung an die Geschützbedienung, selbigen Tags zum Abendessen ins gräfliche Schloß zu kommen. Unsere Freude, als Jupp mit dieser Botschaft zurückkam, war verständlicherweise groß.

Um die sechste Nachmittagsstunde trafen wir vor Renatens Schloß ein, nicht ohne uns vorher im gräflichen Garten einen bunten Strauß Astern, Phlox und Dahlien organisiert zu haben. Wie die Prinzessin aus dem Märchen der Brüder Grimm kam sie uns entgegen, bezaubernd und imponierend, schwebte die Schloßtreppe herunter und — indem wir zackig die Hacken zusammenschlugen — drückte uns allen die Pfote. „Ihr seid also die sechs!“ Das seien wir! Wir möchten doch nicht bloß das Schloß besichtigen? Erraten! Nicht deswegen allein seien wir gekommen!

Also zunächst gab es Schnäpse und Zigaretten, die uns auf der Schloßterrasse, mit einer unnachahmlichen Geste gereicht wurden. Von soviel fraulicher Anmut waren wir gerührt. Selbst Robert schwieg betreten.

Es ziemte sich nicht, nun bescheiden an das Abendessen zu erinnern. Plötzlich bekam Renate Besuch, hohen Besuch. Der Abteilungsstab unserer Truppe mit hohen Tieren und Mannschaften rückte ein. Wir zogen also, mit sehr freundlichen und herzlichen Empfehlungen, von dannen. Inzwischen war ein Telephongespräch unseres Zugführers im Schloß angekommen. Ob der Herr Graf noch dort sei (Graf hieß unser Geschützführer, übrigens jener Pastorensohn), der Urlaub sei um eine Stunde verlängert, hatte der Zugführer gesagt. Der Herr Graf? hatte im Schloß einer gefragt. Der Herr Graf — und damit war wieder Renatens Vater gemeint — sei zum Militärdienst eingezogen. Damit war das Gespräch beendet gewesen.

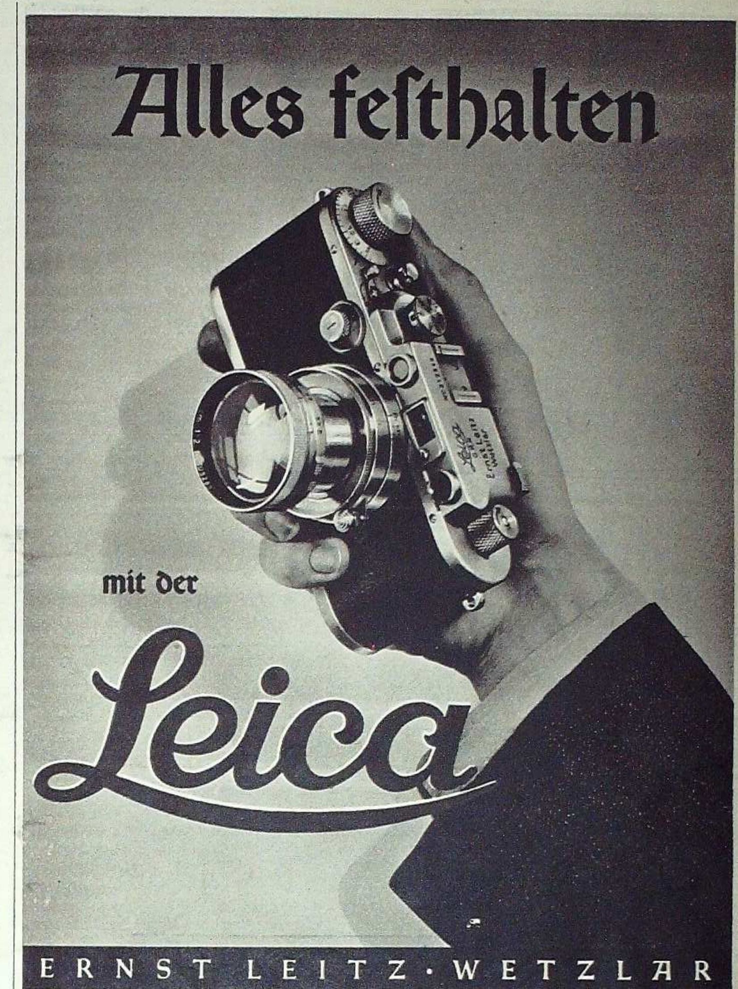
Unser Entschluß stand fest. Nicht nur unser Unterstand wurde „Bunker Renate“ getauft, auch kürten wir selbigen Tags Renate zur Schutzpatronin der deutschen Flak. Was der Artillerie mit ihrer Barbara recht war, mußte der Flak mit ihrer Renate billig sein.

Aber dann — die Ratschlüsse der Befehlsgewaltigen sind unerforschlich — wurde in einer der nächsten Nächte Stellungswechsel befohlen. Vom nahen Schloß hörten wir noch einmal die Turmuhr schlagen. Die Mondsichel stach gerade ein Sternlein tot. Munitionskisten und Lafetten klapperten. Motoren sprangen an. Ade, liebe Schutzpatronin!

Acht Tage lagen wir in unserer neuen Stellung, da wurde die gesamte Geschützbedienung zum Zugführer befohlen. Was wir in O., in unserer ersten Stellung, ausgefressen hätten? fragte der Wachtmeister. Nichts! Wer in O. ein Bratkartoffelverhältnis unterhalten habe? Niemand! Leider niemand! sagte Robert. Was denn das hier sei? Und damit wurde jedem von uns ein Feldpostpäckchen überreicht. Braucht noch gesagt zu werden, wer der Absender war? Seitdem, viele Wochen sind schon vergangen, trudeln die Feldpostpäckchen Woche für Woche bei uns ein. Mit den imponierenden und markanten Schriftzügen des preußischen Adels.

Jeder Lungenzug ist dann ein stilles Gedenken an Renate. Ein stilles Gedenken an die Schutzpatronin der deutschen Flak!

Walter Henkels











OKASA

ist das bewährte Mittel zur Kräftigung der Nerven und zur Förderung der Leistungskraft und der Lebensfreude, denn es enthält lebenswichtige Hormone und Vitamine, wirkungssteigernde Bio-Mineralien und nervennährendes Lecithin. 100 Tabl. Okasa-Silber für den Mann 8,80 Gold für die Frau 9,50, **in Apotheken.** Zusendung der ausführl. Broschüre und Gratisprobe veranl. geg. 24 Pfg. für Porto
HORMO-PHARMA, BERLIN SW 35, KOCHSTRASSE 18





Wir suchen für sofort

ELEKTRIKER

Kenntnisse in F. T.-Einbauten sind erwünscht, jedoch nicht Bedingung

Kurze Bewerbungen an die Personalstelle der

Focke-Wulf Flugzeugbau G. m. b. H.

Bremen-Flughafen

Undenkbar



ist der Mensch ohne Uhr. Sie ist sein ständiger Begleiter als Armband- oder Taschenuhr!

Ich liefere in **5 Monatsraten:**

Formschöne, flache Armbanduhren für Herren Gutes Cylinderwerk, 6 Steine, in Chrom RM. 13,—. Gutes Ankerwerk, 15 Steine, Chrom-Edelstahl, RM. 25,— und 30,—, Goldauflage 20 Mikron, RM. 30,—. Sportarmbanduhr für Wehr- und Arbeitsdienst, Auto- und Motorradfahrer besonders geeignet. Gehäuse in Chrom, Ankerwerk, 15 Steine, Leuchtzahlen, unzerbrechliches Glas, RM. 25,—. Sprungdeckeluhr, Goldauflage 20 Mikron, Ankerwerk, 15 Steine, RM. 45,—. Damenarmbanduhren, moderne schöne Formen, in Goldauflage 20 Mikron (10 Jahre Garantie für die Haltbarkeit der Goldauflage), gutes Cylinderwerk, 6 Steine, RM. 15,—, 18,— und 20,—. Gutes Ankerwerk, 15 Steine, RM. 30,—. In Edelstahl, Ankerwerk, 15 Steine, RM. 30,—. Uhren mit Garantieschein. Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld zurück. Gute, verstellbare Metallarmbänder für Herren RM. 3,—, 4,— und 5,—, für Damen auch Gliederarmbänder RM. 3,50, 5,— und 8,—.

H. Gladisch, Berlin-Niederschöneweide 88

Kalte Füsse



Frostbeulen, Erfrierungserscheinungen werden bestens behandelt mit Efasit-Fußbad. Ihre Füße werden unempfindlicher und widerstandsfähiger. Unentbehrlich während der Übergangszeit. Preis Mk -.90

Efasit

In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften auch Efasit-Puder, -Creme und Hühneraugen-Tinktur erhältlich

Auch das Kriegs-WHW. ist eine Schlacht, die siegreich geschlagen werden muß

Abstehende Ohren

verleihen d. Gesicht einen unschönen Ausdruck



Wenden Sie **Rectodor** an, u. abstehende Ohren werden **sofort anliegend,** ohne daß das Hilfsmittel sichtbar ist. Schmerzlose äußerliche Anwendung. RM. 6,25 und Nachnahmespesen.

Schröder-Schenke. Gegr. 1896
Berlin W 52, Kleist-Straße 27



835 S. 2.80 m. Goldaufl. 3.50
835. Silber 2.50
835. Silber 3.—
835. Silber 3.—

UNIFORM-DEGNER
Berlin, Saarlandstr. 105
Nur Nachnahme

Togal gegen **Ischias**

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma	**Nerven- und**
Ischias	**Kopfschmerz**
Hexenschuß	**Erkältungen**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Fahrräder
Marke „Vaterland"



ohne Gummi v. 25.—
mit Gummi v. 30.—
mit Dyn.-Bel. v. 34.—
mit Zweigang v. 57 —
Motorfahrräder billig. Auch Teilzahlg. Katalog mit 60 Modellen kostenlos.
Fr. Herfeld Söhne
Neuenrade i. W., Nr. 224

Grau!
Spezial-Haaröl beseit. graue Haare od. Geld zurück. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt P 81 Herdw 91a

Nizo

Ein schönes, wertbeständiges
Weihnachtsgeschenk

Die Nizo-Aufnahmeapparate mit den lichtstärksten Objektiven 1:1,5 ermöglichen auch im Heim hervorragende Aufnahmen.
Die Freude am Selbstfilmen wird erhöht durch den preiswerten **Nizo-Projektor 8 TB 2.** Seine Vorzüge: Rückwärtsprojektion, Stillstandseinrichtung, 200 Watt-lampe. — Verlangen Sie Druckschrift Nr. W 23 von



G. m. b. H.
MÜNCHEN 38



Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis B 106

Die **Fernschule** zu Berlin unterrichtet planmäßig auf dem Wege des Fernunterrichts:

Maschinenbau, Elektrobau, Flugzeugbau, Autobau, Betriebstechnik, Heizungsbau, Schiffbau, Hoch-, Tief- und Straßenbau, Gas- und Wasserfach, Chemie und Textiltechnik, Sprachen und deutsche Kurzschrift.
Vorbereitung für die Meisterprüfung.
Vorbereitung f. d. Berufslaufbahn d. Kaufmannes.

Die Fernschule hat nicht die Gewohnheit durch hochtrabende Versprechungen auf Ziele hinzuweisen, die unerfüllt bleiben müssen oder die nur durch zähe Energie verarbeitet werden können. — Der Arbeitskreis der Fernschule besteht vielmehr aus verantwortungsbewußten Fachleuten, die jede Aufnahme prüfen und gewissenhaft Rat erteilen. — Verlangen Sie Zusendung des Schulprogramms 1940 und überzeugen Sie sich selbst

FERNSCHULE G. M. B. H.,
BERLIN W 15, KURFÜRSTENDAMM 66

Städtische Ingenieurschule Mannheim

MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

Ein „aufgeregter" Magen

macht sich häufig durch Sodbrennen, Magendruck, Gefühl der Völle, saures Aufstoßen und ähnliche Beschwerden bemerkbar. An allen diesen Störungen trägt oft nur die überschüssige Magensäure die Schuld. Neutralisieren Sie deshalb den schädlichen Säureüberschuß durch die bewährte Biserirte Magnesia. Sie können sich häufig schon mit 2-3 Tabletten eine fühlbare Erleichterung verschaffen. Die überschüssige Säure wird gebunden und der Magen arbeitet wieder störungsfrei.

Biserirte Magnesia

das seit Jahrzehnten erprobte Mittel gegen Magenbeschwerden der genannten Art, ist in allen Apotheken für RM 1.39 (60 Tabletten) und für RM 2.69 in größeren, vorteilhafteren Packungen (150 Tabletten) erhältlich.

Enthaart durch Exhaarsin

ob Damenbart, Achsel- oder Körperhaare in ca. 3 Min. zuverläss. sichere Entfernung durch das neue wohlriech. m. d. Grand Prix u. gold Medail. London 1936 ausgezeichn. Exhaarsin Notar. begl. Dankschr. a. üb. ausbleibend. Neuwuchs (Dauererfolge!) Garant. unschädl. Klein-Kur 2.65 Kur-Dopp.-Pak. 4.80, vorteilh. Großfläch.-Pak. 6.40, u. Porto. Diskr. Vers. Illust. Prosp. u. Schönh.-Rezept grat. Echt vom Hygiena-Institut,
Berlin W 15/A 89



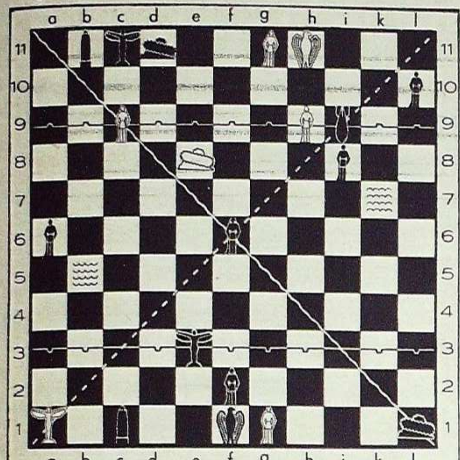






WEHR-SCHACH-ECKE





Kampfaufgabe Nr. 43*)

Problem von
H. Hobrecker, Dortmund

Schwarze Figuren = Blaue Partei
Weiße Figuren = Rote Partei

Die blaue Partei ist mit überlegenen Kräften in das feindliche Aufmarschgebiet eingedrungen. Sie sieht allerdings auch ihre eigene Hauptfigur stark bedroht. Durch geschicktes Operieren erzwingt Blau bei folgender Lage mit dem vierten Zuge den Sieg.

Blau: J a6, f2, f6, i8, l10; H f1; P d11, l11; A b11, c1; F c11, e3, i9.

Rot: J c9, g1, g11, h9; H h11; P e8; F a1.

J = Infanterie; H = Hauptfigur; P = Panzerkampfwagen; A = Artillerie; F = Flieger.

Lösung der Kampfaufgabe Nummer 42

1. Blau: F l3-g3
   Ein Fliegergeschwader der „Legion Condor" treibt im Tiefflugangriff durch MG-Feuer die vorgedrungene rote Infanterie zurück. Rot: J f2-g2
2. Blau: F g3-h3
   Die nationalen Fliegerverbände setzen von neuem zu vernichtenden Tiefflugangriffen gegen die rote Infanterie an und werfen diese wiederum aus ihren Stellungen. Rot: J g2-f3
3. Blau: F h3-c8
   Nunmehr unternehmen blaue Bombengeschwader einen überraschenden Angriff auf die rote Hauptstellung. Der gerade die Flußübergänge benutzenden roten Artillerie gelingt es jedoch, auf dem jenseitigen Ufer Fuß zu fassen und sich dem Bombenangriff durch wirksames Flakfeuer zu entziehen. Rot: A c9-b8
4. Blau: F c8-h8
   Die Kampffliegerverbände der „Legion Condor" stürzen sich ungeachtet aller Gefahren mitten ins Kampfgetümmel. Rot könnte jetzt die Condorverbände vernichten, aber die rote Artillerie b8 (die fünfte rote Erdwaffe) ist ernstlich bedroht, so daß die rote Führung sich zunächst der Bekämpfung der angreifenden blauen Artillerie f8 zuwenden muß. Rot: J g8-f8 × Blau A f8
5. Blau: F h8-g8!!
   Wieder ein überraschendes Manöver von Blau. Einem so geschickten Gegner ist Rot nicht mehr gewachsen. Da die roten Artilleriestellungen b8 und h9 durch die Angriffe des Bombers bedroht sind und nicht gleichzeitig gerettet werden können, versucht die rote Führung noch zwei krampfhafte Gegenangriffe, um vielleicht ein „Unentschieden" zu erreichen. Rot: F i8-d3
6. Blau: J e3-d2 Rot: J d10-d11
7. Blau: P c10-b8 × Rot A b8
   Blau hat das große feindliche Munitionsdepot getroffen und damit durch Schlagen der fünften roten Erdwaffe gesiegt.

Falls die rote Infanterie im zweiten Zuge nach f2 statt f3 flieht, steht der roten Führung im 5. Zug nur der Gegenangriff F g7-d4 oder F a7-d4 zur Verfügung, der jedoch von Blau mit e3-f3 pariert werden würde. Rot ist dann auch im nächsten Zuge verloren. Auf Rot F g7-f6 folgt natürlich Blau J f1-g1 mit dem gleichen Ergebnis.

*) Allen Einsendungen von Wehr-Schach-Aufgaben und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Hier wird der Geist geschliffen

Silbenrätsel

a - am - bahn - chit - dek - dith - do - don - dop - dron - e - ei - es - es - glok - in - ka - ke
ke - ker - krumm - ku - la - lac - larm - lau - ma - ma - mus - na - naph - ne - nö - pel - plat
ra - rew - schnee - schuh - sen - stab - ster - stie - te - te - ter - tha - vail - ver - view - we

Aus vorstehenden 51 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, zwei Zeilen aus einem Gedicht von Eichendorff ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Kavallerieeinheit . . . . ______
2. Sportgerät . . . . ______
3. heftig umkämpftes Bollwerk bei Danzig . . . . ______
4. Befragung durch Zeitungsleute . . . . ______
5. Truppenübungen . . . . ______
6. alte Handfeuerwaffe . . ______
7. Verkehrsmittel . . . . . ______
8. österr. Feldmarschall, Gegner Friedrichs d. Gr. ______
9. Erdöl . . . . ______
10. Zeichen bischöflicher Würde . . . . ______
11. allgemeiner Straferlaß . ______
12. grünes Mineral . . . . ______
13. weiblicher Vorname . . ______
14. Mörder Heinrichs IV. von Frankreich . . . . . ______
15. Signalgerät . . . . ______
16. Flugzeugtype . . . . . . ______
17. portugiesische Münze . . ______
18. Fluß in Polen . . . . . ______

Skat-Aufgabe

Mut gehört zum Erfolg!

Mittelhand M reizte nicht. Hinterhand H reizte und Vorhand V hielt bis 24. V hatte: Den Alten, 5 Eichel (Kreuz) mit 17, 3 Rot (Herz) mit 18 und 1 Schellen (Karo) mit 11 Augen.

Hinterhand H wollte auf folgendes Blatt Grün (Pik) ohne 2 spielen:

Rot Unter (Herz Bube); Grün Daus, 10, König, Ober, 9 (Pik As, 10, König, Dame, 9); Rot (Herz) 8; Schellen 10, König, Ober (Karo 10, König, Dame).

H fand im Skat: Grün Unter (Pik Bube), Rot (Herz) 10.

Für Grün (Pik) hatte er sich überreizt und will auch nicht auf Schneider spielen. Er drückt zweckmäßig, findet den Mut zum Grandansagen, bei dem er 89 Augen nach Hause bringt.

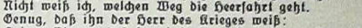
Wie war der Spielverlauf und was hatte er gedrückt?

Auflösungen aus Nummer 24

Karree-Rätsel: Kein kluger Streiter hält den Feind gering. – 1. Ganges. 2. Kunst, 3. Riga, 4. Ufer, 5. Kant, 6. Eifel, 7. Abet, 8. Dahlie, 9. Tran, 10. Sirene.

Silbenordnen:

Wir ziehn! Die Trommel schlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.
Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß:
Sein – Plan und Losung! Unser – Kampf und Schweiß.



Der Techniker hilft der Truppe
Technische Kommandos

Von Erich Hampe,
Stellvertretender Chef der Technischen Nothilfe

Schnell haben sich „Die Technischen Kommandos" in der Wehrmacht einen Namen gemacht. Das ist nicht verwunderlich, da tatsächlich ihre Arbeit der Truppe unmittelbar zugute kommt. Sie sollen ja nicht nur durch blitzartiges Zufassen unmittelbar hinter der Truppe vorgehend alle kriegs- und lebenswichtigen Betriebe und Vorräte sicherstellen, ihre Nutzbarmachung vorbereiten und dadurch den wirtschaftlichen Rückhalt der Truppe stärken helfen, sondern darüber hinaus durch Inbetriebsetzung der Kraft-, Wasser- und Gaswerke die Versorgung der Truppe mit Licht- und Kraftstrom sowie mit Wasser gewährleisten. Das sind für ein neuzeitliches Heer lebenswichtige Bedürfnisse, die erfüllt sein müssen, um die volle Schlagkraft aufrechtzuerhalten. Was es z. B. für die eigene Sicherheit der Truppe wie für die Erfüllung ihrer militärischen Aufgabe bedeutet, in einer besetzten fremden Großstadt die Beleuchtung durch eigene Kräfte sichergestellt zu wissen, das haben Stäbe und Truppenteile im polnischen Feldzuge wohl überall, besonders drastisch aber in Lodsch und Warschau erfahren. Fast noch wichtiger aber war die Sicherstellung der Wasserversorgung für die Truppe und ihre wirtschaftlichen und sanitären Einrichtungen. Denn Wasser, und zwar keimfreies Wasser, bleibt das Lebenselement für den Menschen.

So ist die Truppe denn mit den „blauen Kolonnen" — die Technischen Kommandos trugen zu einem großen Teil die blaue Uniform der Technischen Nothilfe, von der sie aufgestellt wurden — schnell Freund und guter Kamerad geworden und wird sicher gern über diesen neuen Kameraden etwas näheres wissen wollen.

Solch ein Technisches Kommando stellt nach militärischen Begriffen etwa einen Bataillonsverband dar. Der Kommandeur hat die Befugnisse eines Bataillonskommandeurs. Neben seinem Kommandostab verfügt er über „Erkundungsstäbe", die militärisch gesehen etwa als die Reiterzüge angesehen werden können. Sie haben nämlich vorzuspritzen und die gesamte wirtschaftliche Lage unmittelbar hinter der Truppe zu klären. Die „Kampfeinheiten" bilden die „Technischen Abteilungen", die etwa technischen Fachkompanien entsprechen und in ihrer Zusammensetzung jede der geschilderten technischen Aufgaben zu lösen imstande sein müssen. Wie auch im eigentlichen Gefecht, ergibt sich die Form des Einsatzes immer wieder neu aus der Lage. Bald ist diese Fachtruppe in kleinste Einheiten aufzulösen, um die vielen einzelnen Schwierigkeiten zu überwinden, bald wird es des massierten Einsatzes bedürfen, um eine entscheidende große Aufgabe zu meistern. Daß diese Truppe aus besten technischen Fachkräften zusammengesetzt sein muß, die militärisch zu denken und zu handeln verstehen, liegt in der Aufgabenstellung selbst begründet.

Der polnische Feldzug hat diesen neuen Wehrmachteinheiten weitesten Spielraum für ihre Betätigung gegeben. Das ostoberschlesische Industriegebiet, das Sicherheitsdreieck mit dem Mittelpunkt Sandomierz als Rüstungsbasis des ehemaligen polnischen Heeres, das Ölgebiet um Jaslo, die Industrien in und um Lodsch und Warschau stellten dieser wehrwirtschaftlichen Truppe ungezählte Aufgaben. Sie mußten sofort gelöst werden — und sind gelöst worden! Die Wichtigkeit dieser Einrichtung wurde damit ebenso wie ihre Brauchbarkeit erwiesen.

Zwei Beispiele nur für viele, an denen sich die Bedeutung der neuen Einheiten für die Truppe und ihre Schlagkraft klar ergibt:

S t a l o w a W o l a im eben benannten Rüstungsdreieck um Sandomierz war der größte ehemals polnische Rüstungsbetrieb. In größtem Umfange wurden in diesem vom Franzosen nach neuestem Muster eingerichteten Werke Kriegsgerät aller Art, vor allem leichte und schwere Geschütze hergestellt. Der Betrieb wurde fast unversehrt angetroffen. Er sollte sofort für anderweitige Fertigung umgestellt werden. Das Herz des Betriebes waren die beiden Turbinen, die den Kraftantrieb für das gesamte Werk besorgten. An ihnen aber fehlten die wichtigsten Teile. Was tun? Da kein eigener Strom erzeugt werden konnte, mußte Fremdstrom herangeschafft werden. Jenseits der Weichsel führte eine Fernstromleitung. Sie mußte über die Weichsel und dann zum Werk herangeführt werden. Die Weichselbrücke selbst war gesprengt. Also mußte über die gesprengte Brücke hinweg die Leitung geführt werden. In unablässiger mühevoller Arbeit wurde die Aufgabe gelöst. In schwindelnder Höhe — 40 m über dem Wasserspiegel der Weichsel — wurden die schwierigen Arbeiten durchgeführt. Bereits nach 5 Tagen brummten die Maschinen wieder im ehemals polnischen Werk, das nun für die Stärke der deutschen Wirtschaft arbeitet.

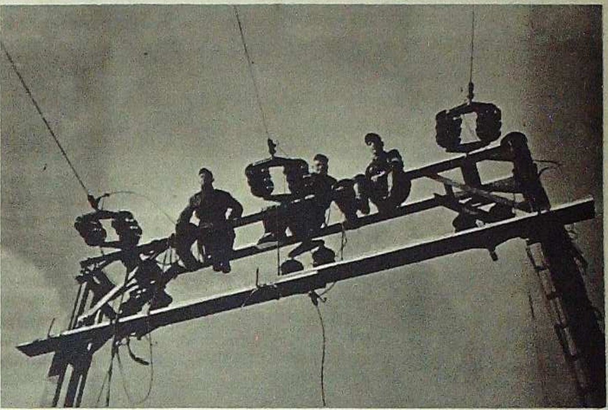
W a r s c h a u ! Kein Licht, kein Wasser mehr! Polnische Batterien hatten unmittelbar hinter dem Kraftwerk gestanden, das zu einer Stätte der Verwüstung umgewandelt war. Von seinem Kraftstrom war aber zugleich die gesamte Wasserförderung abhängig. Auch das Wasserwerk selbst hatte schwere Treffer und war „gefechtsunfähig". Nicht besser sah es mit dem Gaswerk aus. Sämtliche Behälter waren ausgebrannt, die Kohlenvorräte brannten seit Tagen lichterloh. Eine deutsche Division sollte als Besatzung einmarschieren, um die Ruhe und Ordnung in dieser Stadt aufrechtzuerhalten, in der eine Bevölkerung von über 1,5 Millionen Menschen in dumpfer Verzweiflung dem durch eigenes Verhalten verschuldeten Dursttode entgegenging.

Technische Kommandos vor die Front! Das Technische Kommando, das mit der Belagerungstruppe vor Warschau gelegen hatte, rückte als eine der ersten deutschen Formationen in Warschau ein. Schwerste Arbeit begann. Es ist unmöglich, die Schwierigkeiten, die zu bewältigen waren, hier aufzuzeigen. Es würde dies ein ganzes Buch füllen. Gearbeitet wurde ununterbrochen Tag und Nacht, bis auch diese unmöglich erscheinende Aufgabe geschafft war. Es ließ sich nicht alles mit einem Schlage bewältigen. Schrittweise wurde eine Betriebsanlage nach der anderen wieder instandgesetzt und in Gang gebracht. Block- und straßenzugweise wurde die Versorgung mit Wasser, Strom und Gas ständig erweitert. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit war die Wassernot gebannt, brannte die Straßenbeleuchtung und konnte die Truppe sogar in den vom Technischen Kommando wieder instandgesetzten und in Betrieb gehaltenen Badeanstalten sich reinigen und auffrischen.

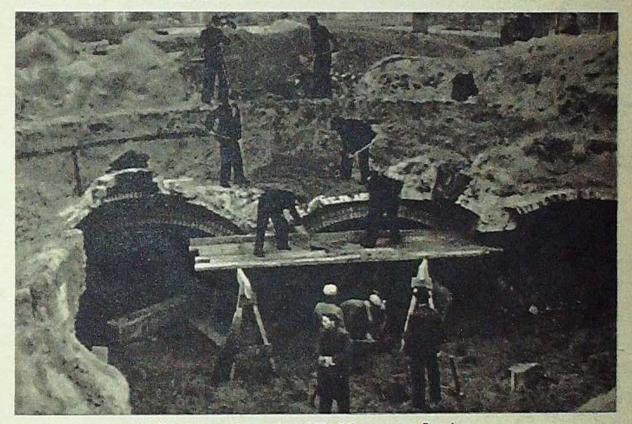
Die Lebensmöglichkeiten in Warschau waren durch den Einsatz des Technischen Kommandos wieder gegeben. Bei seinem Abrücken sprach der Kommandant von Warschau in einem Kommandanturbefehl „dem Führer und der Truppe für ihre hervorragende organisatorische und technische Leistung" seine ganz besondere Anerkennung aus.



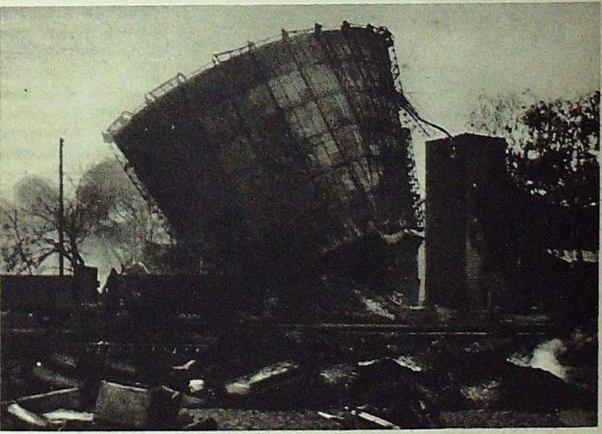
Die Brücke über die Weichsel in der Nähe von Sandomierz mit dem ins Wasser gefallenen dritten Brückenbogen



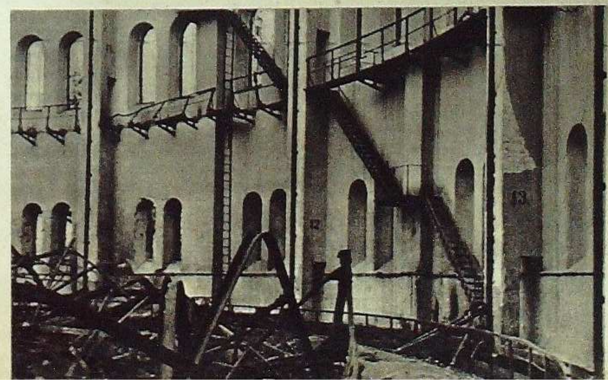
Monteure beim Einziehen von Kabelleitungen auf einem Querträger, der sich 40 Meter über dem Wasserspiegel der Weichsel befindet



Die Wirkung einer der 500-Kilogramm-Bomben, die den Langsamfilter eines Wasserwerkes trafen



Ein Gaswerk in Warschau wurde durch einen Granatenvolltreffer völlig zerstört



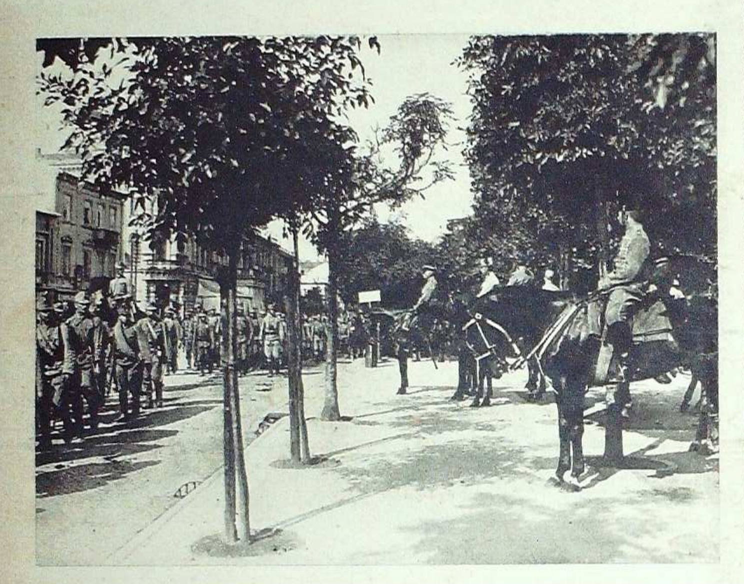
Am 6. Dezember begeht

Generalfeldmarschall August von Mackensen

eine der volkstümlichsten Soldatengestalten der alten Armee, seinen 90. Geburtstag. Auf seinem langen Lebensweg, der ihn durch die Höhen und Tiefen des deutschen Schicksals führte, erlebte er nach dem Kriege 1870/71 den glanzvollen Aufstieg des Reiches und seinen Niedergang. Hervorragend beteiligt am Abwehrkampf des deutschen Volkes im Osten — seine größte Tat war die Durchbrechung der russischen Front bei Gorlice—Tarnow — konnte es auch ihm trotz heroischen Einsatzes seiner Feldherrnkunst nicht gelingen, den Zusammenbruch abzuwenden. Das Schicksal war gütig genug, ihn den Wiederaufstieg seines Volkes erleben zu lassen. Wir freuen uns, daß es dem Feldmarschall vergönnt ist, den heutigen Kampf des deutschen Volkes um Recht und Freiheit erleben zu dürfen. Unser Bild (unten) zeigt eine historische Aufnahme des Generalfeldmarschalls beim Vorbeimarsch österreichischer Truppen in Lublin während des Weltkriegs

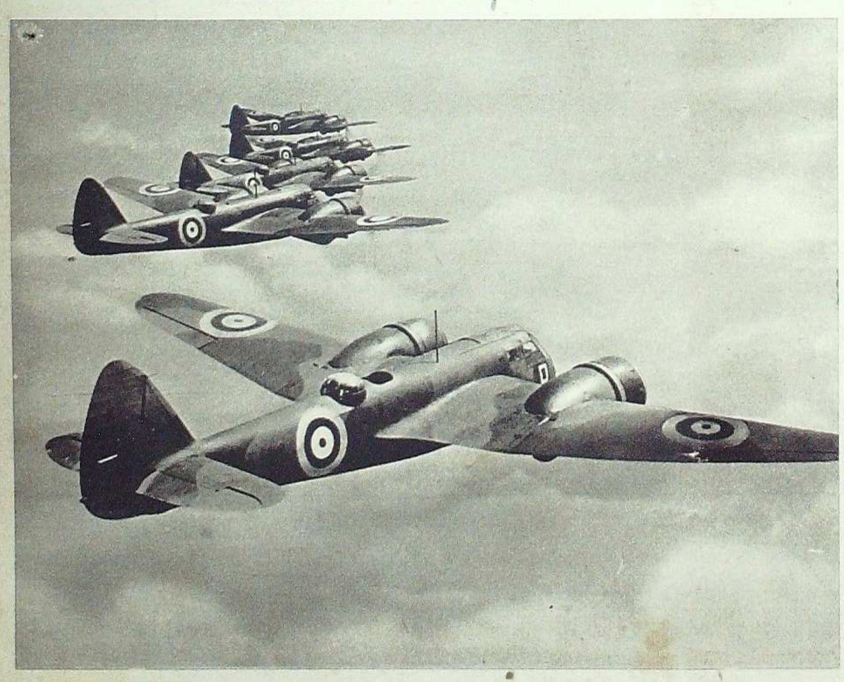
Aufnahmen: Kühlewindt (1), Haechel (1)





Aufnahmen: „Die Wehrmacht" (1), Klapprot (1)

Englische Kampfflugzeuge vom Typ „Bristol-Blenheim". Ihre bisherigen Versuche, in deutsches Land einzudringen, blieben erfolglos. Von dem Kampf zwischen einer „Bristol-Blenheim" und einem deutschen Jagdflieger erzählt unser Bericht auf Seite 3—6





Das französische Operationsgebiet mußte bei Beginn des Krieges überstürzt von der Bevölkerung, die inzwischen in schwerste Not geraten ist, geräumt werden. Unser Bild zeigt eine verlassene Hauptstraße Straßburgs mit den Kraftwagen einiger französischer Kriegsberichterstatter

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Stellvertreter des Hauptschriftleiters: Karl Fischer, Berlin-Schmargendorf. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Horst Harff, Berlin-Wilmersdorf. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Z. ist Preisliste Nr. 8 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß jeweils 14 Tage (Mittwochs) vor Erscheinen der Hefte. Verlag „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin-Charlottenburg 2, Uhlandstraße 7-8. Fernruf: 32 39 85. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Elsnerdruck Berlin. — Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. — Erscheinungsweise: Vierzehntäglich (Mittwochs). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf zuzüglich 4 Rpf Bestellgeld. Im Ausland kann die Zeitschrift bei der Post bestellt werden. — Postsendungen jeder Art sind nur zu richten nach Berlin-Charlottenburg 2, Uhlandstraße 7-8. — Printed in Germany